



Der Weg ins fünfte Reich

Zukunftsroman

von

Rüdiger Janson

Der Weg ins fünfte Reich

Zukunftsroman

von

Rüdiger Janson

©

Rüdiger Janson

*Herr, gib uns das fünfte Reich! Das Vierte ist dem Dritten
gleich.*

(Deutsche Volksweisheit)

Viel Spaß beim Lesen!

Der Bauer kann auch ohne Macht existieren.

Die Macht aber nicht ohne den Bauern.

Rüdiger Janson

Inhalt:

1. Prolog
2. Wie alles begann
3. Das Land der Verlorenen
4. Die Welt der Schönen und Reichen
5. Die falsche Seite
6. Die Augen der Aliens
7. Willkommen auf dem Planet Majdanek
8. Aufstand der Klonsoldaten
9. Hoffnung unter fremder Sonne
10. Flucht aus dem goldenen Käfig
11. Fremde Brüder im All
12. Ende der macht und des Kapitalismus
13. Nammo und Lark
14. Das Tausendjährige Reich

Expose

Wir glauben sicher alle, dass das alte Rom hinter uns liegt. Wir glauben, dass wir fern von Adel und Verachtung sind. Doch, lernen die Mächtigen unserer Zeit wirklich aus der Geschichte der Menschheit? Die Ereignisse unserer Zeit beweisen das Gegenteil. Laster, Habsucht, Sensationslust und sogar Sklaverei treiben das Unheil voran. Die Geschichte wiederholt sich in Science-Fiction Zeiten. Dies ist die Geschichte einer Zeit, in der nur die Starken, aber auch die Gierigen und

Rücksichtslosen überleben konnten. Letztere lebten in drei großen Imperien, die von der Außenwelt völlig abgeschottet waren. Sie waren die Herrscher über Verelendung und Wohlstand. Die neue Generation blickt auf ein Chaos zurück, das von wenigen Machthabern verursacht wurde. Als Geld die Welt regierte, war das der Anfang vom Ende. Doch es gab immer Menschen, die die Hoffnung nie aufgaben. Viele von ihnen werden, in dieser Geschichte, verfolgt, getötet, gefoltert und sogar auf eine ferne Welt deportiert. Die Starken lebten in einer geradezu unwiderstehlich verführerischen Welt. Doch diese Welt war voller Lüge, Hochmut und Gleichgültigkeit. Sie glaubten, dass sie unantastbar und für alle Zeiten in Sicherheit wären. Doch die menschliche Gier war immer noch Herrscher der Zeit.

Der Weg ins fünfte Reich

1. Prolog

Manchmal wünscht man sich, man könnte in der Zeit zurückreisen, um den grausamen Verlauf der Geschichte zu ändern. Aber selbst wenn das möglich wäre, würden die Menschen nicht auf uns hören. Wir könnten den Lauf der Zeit nicht beeinflussen. Die Zeitreisenden würden nur schrecklich leiden, wenn sie den Menschen im einundzwanzigsten Jahrhundert begegneten und wüssten, was sie einst erwartet. Mein Name ist John Eder. Ich wurde in einer Zeit geboren, in der nur die Starken, aber auch die Gierigen und Rücksichtslosen überleben konnten. Letztere lebten in drei großen Imperien, die von der Außenwelt völlig abgeschottet waren. Sie waren die Herrscher über Verelendung und Wohlstand. Die neue Generation blickt heute auf ein Chaos zurück, das von wenigen Machthabern verursacht, aber von der Mehrheit tatenlos akzeptiert wurde. Bereits im zwanzigsten Jahrhundert waren die Zeichen deutlich, doch nur wenige Mitmenschen hatten sie erkannt. Als Geld die Welt regierte, war das der Anfang vom Ende. Doch es gab immer Menschen,

die die Hoffnung nie aufgaben. Viele von ihnen wurden verfolgt, getötet, gefoltert und sogar auf eine ferne Welt deportiert. Ich begleitete im Jahr 2125 ein Sträflingstransport, der nach Majdan unterwegs war. Majdan - ein Planet im System „Zeta 1 Reticuli“ - wurde nach dem mächtigsten Mann benannt, den es damals gab: Dem Europäer Adolf Majdan. Es waren dreißig Lichtjahre zu überwinden, doch die Reise dorthin dauerte nur acht Monate. Warum die Zetas - die aus besagtem System stammten - den Mächtigen der Erde ein Raumschiff zur Verfügung stellten, wussten wir damals nicht. Ich versuchte mehr von einer Gesellschaft zu erfahren, die auf Gier und Rücksichtslosigkeit aufgebaut war. Ich geriet, ohne dass ich es wirklich wollte, auf die falsche Seite. Meine Freunde glaubten damals, dass ich ein Verräter bin. Ich musste einer Welt widerstehen, die sehr verführerisch war. Doch diese Welt war voller Lüge, Hochmut und Gleichgültigkeit. Sie glaubten, dass sie unantastbar und für alle Zeiten in Sicherheit wären. Doch die menschliche Gier war immer noch Herrscher der Zeit. Ohne es zu akzeptieren, steuerten die Menschen ihrem sicheren Untergang entgegen. Nur mit Hilfe unserer Freunde aus dem All konnten wir überleben. Das darf niemals in Vergessenheit geraten! Und so entstand diese Geschichte. Sie

berichtet von einer Zeit, in der die Menschen zum Opfer des blinden Kapitalismus wurden. Die Weichen zum Chaos wurden bereits im zwanzigsten Jahrhundert gelegt. Doch die Mächtigen und “Intelligenten“ unserer Welt wollten es nicht akzeptieren. Alle Hoffnung auf Rettung, lag nun auf einem weit entfernten Planet.

2. Wie alles begann.

Der Allmächtige wird sich sicher etwas dabei gedacht haben als ich im Jahr 2090, als Kind einer europäischen Bauernfamilie, das Licht der Welt erblickte. Ich hatte drei Brüder und zwei Schwestern. Der Älteste war Adam. Er war schon achtzehn Jahre alt. Dann kam Hans. Er war sechzehn und Joe war zwölf. Meine Schwester Angie war acht und Anna war zwei Jahre alt. Mein Vater hieß Ben und meine Mutter Klara. Großvater und Großmutter lebten damals auch noch. Sie waren beide schon achtzig. Ihr Leben war voller Narben. Wenn

Großvater von der alten Zeit berichtete, wurde es still in unserer Stube. Es gab nicht mehr viele Bauernfamilien, die sich alleine einigermaßen gut durchschlagen konnten. Meine Familie war eine davon. Damals gewöhnte ich mich schnell an die Bettler, die fast täglich zu uns kamen. Nicht nur deshalb waren meine Schwester und ich ständig unter Aufsicht. In der Nähe des Haupthauses war ein kleiner Teich angelegt, an dem wir oft spielten.

Wir gewöhnten uns auch daran, dass einer der fünfzehn Arbeiter uns unsanft unter den Arm klemmte und mit uns ins Haupthaus rannte. Mal war es ein Tornado, der sich schnell näherte, oder eine der Banden terrorisierte und bedrohte den Hof.

Doch so bedrohlich wie an meinem fünften Geburtstag war es noch nie.

„Schnell, lauft alle ins Haus!“, schrie mein Vater. „Beeilt euch und dann, an die Waffen, schnell!“

Von Ferne hörte man das Knattern der alten, mühsam zusammengebastelten Motorräder. Es waren gleich drei Banden, die von verschiedenen Richtungen aus den Hof angriffen. Sonst begnügten sie sich mit gestohlenen

Schweinen, Hühner oder Rinder. Doch diesmal wollten sie offenbar mehr.

Wir hatten noch Schusswaffen. Großvater hatte als junger Mann reichlich moderne Waffen und Munition gesammelt. Davon profitierten wir heute noch. Das war wohl der Grund, warum wir so lange überleben konnten. Aber ewig würde unser Vorrat auch nicht reichen. Das wussten wir.

„Sie haben wieder ihre Hunde dabei“, sagte Adam. „Schießt auf die Motorräder und auf die Hunde.“

Die Banden hatten keine Feuerwaffen. Sie hatten nur Messer, Lanzen, Schwerter, Schleudern und Pfeil und Bogen. Dennoch waren sie unberechenbar und zu allem entschlossen.

„Nein“, befahl mein Vater, „wir vergeuden keine Patrone mehr! Wenn wir schießen, dann treffen wir auch! Knallt die Brut ab!“

Sie kamen dem Haupthaus immer näher. Einige von ihnen zündeten Wurfgeschosse an, die sie mit Schleudern abschießen wollten, die so groß waren wie ihre Motorräder. Mein Vater, mein Großvater, meine Brüder und die Arbeiter, waren gute Schützen. Es gelang ihnen immer wieder, sie am Abfeuern der Schleudern zu hindern. Ich sah diesen Gestalten mit Schrecken entgegen. Der Anführer einer Bande hatte einen Tortenschädel

auf sein Motorrad montiert. Auch andere Angreifer hatten menschliche Knochen auf ihren Maschinen befestigt. Sie waren schmutzig und ihre Kleidung sah aus, als hätten sie diese noch nie gewaschen.

„Diese Wesen da unten sind doch keine Menschen mehr?“, sagte ich ängstlich. Mein Bruder Joe sagte: „Das sind Wilde. Es ist nichts mehr Menschliches an ihnen.“

Es gelang uns nach langem Kampf, die Angreifer in die Flucht zu schlagen.

Wir Kinder wussten damals nicht, wie schlimm es in den ehemaligen Städten und Dörfern wirklich aussah. Wir hatten unseren Hof nie verlassen. Wir hörten nur von Händlern, die bei uns Lebensmittel erwarben, wie die Welt da draußen war. Sie kamen schwer bewaffnet mit Pferdewagen aus den wenigen noch funktionierenden Provinzen; nur um Eier, Wurst oder Fleisch zu erwerben. In diesen wenigen Kommunen hatten sich Familien zusammengefunden, um gemeinsam einen neuen Staat zu gründen. Ihre Bemühungen wurden jedoch immer wieder von wilden Angreifern gestört. Sie waren der kümmerliche Rest eines ehemals gut funktionierenden Europas. Sie errichteten Stadtmauern wie im Mittelalter. Außerhalb dieser letzten menschlichen Hoffnungsbereiche

herrschten Anarchie, Hass und Gewalt. Die Städte der alten Länder lagen längst in Trümmern. Dort wagte sich kein vernünftiger Mensch alleine hinein. Der Transport von Gütern und Lebensmitteln war sehr gefährlich. Es gab kein Geld mehr. Sie brachten uns Kleider Werkzeug, Kohle, Maschinen und andere wertvolle Hilfsmittel, die wir gebrauchen konnten. So versuchte der letzte Rest eifriger Menschen, am Leben zu bleiben. Doch es gab noch eine andere Welt, die wir nicht kannten. Sie lag jenseits der „Schwarzen Mauern“; wie wir die Grenzen nannten, die von seltsamen Geschöpfen gesichert wurden. Diese Geschöpfe waren genetisch speziell gezüchtete Soldaten, die nicht müde wurden und Wind und Wetter trotzen konnten. Ihre Widerstandskraft war enorm. Sie waren viel stärker und schneller als gewöhnliche Menschen. Diese Soldaten trugen nur schwarze Uniformen und ihre Gesichter waren von schwarzen Stahlmasken verdeckt. Es gab drei gewaltige streng abgeschirmte Bereiche, die von solchen Truppen gesichert wurden. Niemand von uns konnte diese „Schwarzen Mauern“ überwinden.

Am Abend dieses Überfalls saßen wir mit Großvater auf dem Dach unseres Haupthauses und beobachteten die Gegend. Es

war eine klare Vollmondnacht. Ich sah in den Sternenhimmel, der sich in dieser Nacht besonders prachtvoll präsentierte.

„Ob es dort oben wohl Leben gibt wie bei uns, Großvater“, fragte ich nach einer Weile.

Auch er schaute kurz hinauf in den Sternenhimmel und meinte dann:

„Dort gibt es sicher intelligentes Leben. Aber die stürzen sich nicht dermaßen ins Chaos, so wie wir.“

„Das war aber nicht immer so, Großvater?“, fragte Adam. „Ich begreife immer noch nicht, wie es so weit kommen konnte.“

„Ach Adam, das begreift heute niemand. Und damals begriffen sie es schon gar nicht. Dabei hätten sie es sehen müssen.“

„Wann hat das eigentlich angefangen?“, fragte Hans. „Es gab doch einmal eine Zeit des Friedens in Europa.“

Großvater ging zum Rand des Daches, das mit einer kleinen Mauer umfasst war. Sein Blick ging weit hinaus zu einem kleinen längst zerstörten Dorf das früher, als er noch ein kleiner Junge war, von fleißigen friedliebenden Menschen bewohnt wurde. Seine Gedanken gingen weit zurück. Er sah

lachende, fröhlich grüßende Menschen. Er erinnerte sich an Blumen, die Fenster schmückten und an Männer, die in ihren Gärten arbeiteten. Man konnte in Geschäften immer frisches Brot kaufen und sonntags gingen sie dort in die Kirche. In seinen Erinnerungen sah er die alte Schule, seine Freunde, seine Verwandten und Bekannten. All seine Erinnerungen lagen dort draußen, in diesem kleinen Dorf, das man jetzt nur noch mit einer bewaffneten Eskorte betreten konnte. Er atmete tief durch. Dann meinte er:

„Es begann lange vor meiner Geburt. Es war eine Zeit des Friedens in Europa. Es war aber auch eine Zeit der kalten Herzen. Die herrschenden Menschen wurden immer kühler, korrupter und gefühllos wie Maschinen. Die Welt war voller brutaler Gewalt, Tod, Gleichgültigkeit und Eigennutz. Zu Beginn dieser Zeit ging es den Menschen hier noch gut. Doch die Macht war eiskalt. Die Herrschenden waren der Ansicht, dass eine gut funktionierende Gesellschaft das Streben nach Macht und Geld braucht. Ohne diese Gewinnsucht würden die Räder stillstehen und alles würde verarmen. Sie sagten, dass man mit Bescheidenheit keine Wirtschaft ankurbeln kann. Sie sahen jedoch keine feste Grenze zwischen Gewinnsucht und

Habgier. Sie ließen die kleinen Leute ausbluten bis auf den letzten Tropfen. Oft merkten die Betroffenen gar nicht, wie sehr sie dem unglaublichen Reiz der Macht und Habgier verfallen waren. Ihre Herzen wurden immer gieriger und abgestumpfter. Wer einmal der Raffsucht verfallen war wendete Mittel an, die ein Herz aus Stein erforderten. Rücksichtslos, und scheinbar ohne Gewissen, wurde alles unternommen, um den eigenen Reichtum noch zu vergrößern. Gewinnsucht verwandelte sich in rücksichtslose Habgier. Das arbeitende kleine Volk wurde in einem gläsernen Staat total überwacht und bevormundet. Das war der Beginn des Untergangs.“

Großvater zog genüsslich an seiner Pfeife, deren Tabak er in einem kleinen Gewächshaus selbst züchtete. Sein Blick war wehmütig und seine Stimme klang müde und bedrückt.

„Die Fäden der Macht wurden von Mächtigen gezogen, die sich nicht aufhalten ließen“, berichtete er weiter. „Die Pläne der Veränderung waren schon lange geschmiedet.“

„Warum hat denn das Volk nichts gemacht?“ fragt nun wieder Adam.

Großvater sah ihn eine Weile lächelnd an. Dann meinte er: „Du trinkst abends gerne heißen Tee, mein Junge. Anfangs

verbrennst du dir die Hände an der Teetasse und trinken kannst du ihn auch nicht sofort. Der menschliche Körper hat eine Schmerzgrenze, die man nicht überwinden kann. Der menschliche Geist hat scheinbar keine solche Grenze. Die Menschen gewöhnen sich, mit der Zeit, an alles. Man muss ihnen nur genügend Spielsachen geben.“

Wir sahen ihn fragend an. Großvater überlegte wieder eine Weile. Dann drehte er sich um, schaute wieder zum Dorf hinaus und fing an zu erzählen:

„Die Zeit machte die Herzen der Menschen widerstandsfähig, aber auch hart und kalt. Sie regten sich über eine Schreckensmeldung nur einmal auf. Beim nächsten Mal hatten sie sich schon daran gewöhnt. Der Mensch ist viel leichter böse, naiv und träge, als gut, reif und aktiv. Das war schon immer so. Sie sahen das Schiff untergehen und dachten alle, dass sie einen sicheren Platz in den wenigen Rettungsbooten bekommen würden. Doch die Herrscher, die nach größter Macht und Reichtum strebten, sahen das anders. Im zwanzigsten Jahrhundert erkannten die Herrschenden, dass sich ihre Ziele auch mit Kapital verwirklichen lassen. Sie strebten mit kalten Herzen, Macht und Reichtum an.“

Großvater zögerte wieder eine Weile, doch wir wussten, dass er unaufgefordert weiter reden würde. Er setzte sich auf einen Stuhl nieder, blickte weit in die Ferne und berichtete von seiner narbenvollen Jugend:

„Ich weiß nicht, ob ihr das wirklich versteht. Die Mächtigen wollten ihre Ziele um jeden Preis verwirklichen. Um diese Ziele zu realisieren, musste das Volk, wie im alten Rom, mit Brot und Spielen bei Laune gehalten werden. Damals waren es Handys, Computer, Autos, und so weiter. Das Volk durfte nie gesättigt sein. Es musste immer Neues gefunden werden, dessen Besitz für jedermann zu einer Verpflichtung wurde. Wer nicht mithalten konnte, wurde nicht mehr ernst genommen. Die Menschen waren mit all ihrem Luxus, immer noch nicht zufrieden. Sie wollten immer mehr haben. Sie befanden sich in einem ständigen Kampf mit dem Nachbarn, Freund oder Bekannten, um ihnen klar zu machen, dass sie besser waren als andere. So entstand ein materielles Konkurrenzdenken unter der Bevölkerung. Das hatte die Menschen voneinander entfernt. Das war ja auch gewollt. Denn hätten sie sich besser verstanden, wäre ihnen der totale

Überwachungsstaat, mit all seinen schrecklichen Folgen, erspart geblieben. Die Gesellschaft wurde durch Bilderfluten, Sport, Show und Überinformation abgelenkt, zerstreut und an eigenständigem Denken gehindert. Politiker dachten damals nur an das große Spiel der gewonnenen Wahlen. Der Wähler war der Spielball. Wer die Wähler am besten überzeugen konnte, hatte gewonnen. Sie beherrschten dieses Spiel hervorragend. Das Volk fiel immer wieder auf die großen Reden rein. Somit waren auch neue rigorose Maßnahmen, Einschränkungen und Veränderungen, die oft von der Geldmacht bestimmt wurden, leicht umzusetzen. So fing alles an.”

„Wie aber entstanden die drei großen Imperien, die wir nicht betreten dürfen?“ fragte nun Joe.

Großvater streute einige Futterkörner gleichmäßig auf den Boden. Dann machte er langsam drei kleine Haufen. In der Mitte lagen noch viele Körner herum. Er entfernte diese Körner langsam, und ließ nur die drei Haufen übrig.

„Nun Joe, mein Junge; es gab nun mal sehr viele Menschen auf der Welt. Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts waren

es sechs Milliarden. Diese Zahl verdreifachte sich in nur wenigen Jahrzehnten. Es gab aber nur wirtschaftlich rentable Arbeit für wenig gut ausgebildete Menschen. Es kam immer häufiger vor, dass sie für mehr Arbeit immer weniger Lohn bekamen. Die sozialen Errungenschaften der alten Gewerkschaftskämpfer wurden wieder Schritt für Schritt zurückgefahren. Mögliche Werkzeuge um aufsässige Gegner zu begegnen waren, Karrieregarantie, Kapital und Macht. Wenn man den starken Feind zum Freund machte, hatten Auführer keine Führung mehr. Die Mächtigen lernten sehr schnell aus den Fehlern der Vergangenheit. Wenn auch der Kommunismus nicht ihr Ziel war, so hatten sie dort, doch einige Werkzeuge gefunden, die sie nutzen konnten. Somit wurden Bürger erst dann notdürftig unterstützt, wenn sie selbst alles aufgebraucht hatten, was in ihrem eigenen Besitz oder im Besitz ihrer Familie war. Ziel dieser wirtschaftlichen Fitnessmaßnahmen – wie einfallsreiche Politiker diese Maßnahmen damals nannten - war das bedingungslose zur Verfügung stellen der Arbeitskraft, mit möglichst niedrigen Kosten. Es musste dem Einzelnen klar gemacht werden, dass er sich selbst der Nächste war. Mit Solidarität konnte man keine Karriere machen. Durchsetzungsvermögen und

Führungsqualitäten waren gefragt. Mit der Zeit, war die Obrigkeit der Meinung, dass das Volk sortiert werden musste. So entstanden gut geschützte Wohnbereiche, um den Zutritt für Menschen mit wenig Leistungspunkten und mangelnder Intelligenz, zu untersagen. Diese Menschen sollten schrittweise in Ghettos angesammelt und vom übrigen Volk getrennt werden. Es wurde gerne gesehen, wenn erfolgreiche Bürger Kinder bekamen, da diese auch für ihre Kinder sorgen und sie in eine sichere und gut ausgebildete Zukunft führen konnten. Die Mächtigen wollten vermeiden, dass sich unbeliebte Bürger, die ohnehin hohe Bürgerkosten verursachten, auch noch vermehrten. Die Geburtenkontrolle wurde eingeführt. Wer Kinder haben wollte, musste eine Bewerbung schreiben. Um die Unterschicht von der Elite zu trennen, schuf man Zonen in denen nur streng überprüfte Personen leben durften. Außenstehende konnten diese Bereiche nur betreten, wenn sie einen Besucherschein besaßen, oder von einem Bewohner abgeholt wurden. Die Mächtigen dieser Welt schufen sich ihre abgeschirmten Imperien. Sie waren die Erben von Zinsen und Zinseszinsen. Ihr riesiges Vermögen arbeitete und vermehrte sich ins Unermessliche. Wenn man es genau nimmt, gehörte

Mitte des einundzwanzigsten Jahrhunderts zehn Menschen, die ganze Erde je zwei Mal.”

Die letzten Worte klangen wieder verbittert und hasserfüllt. Dann sprach er weiter:

“Die Menschheit wurde immer gewalttätiger. Wirklich schwer hatten es die ehrlichen und aufrichtigen Menschen. Sie wurden sinnlosen Streitereien ausgesetzt, die beim Nachbarn anfangen und beim Staatenkonflikt endeten. Immer mehr Menschen wurden arbeitslos, und es gab immer mehr Obdachlose. Die Kluft zwischen Arm und Reich wurde immer größer. Viele Menschen suchten Halt in ihrem Glauben; doch der wurde von der neuen Zeit auch nicht verschont. Viele Religionen zerbrachen und es entstanden zahlreiche Sekten, die teilweise große Macht ausübten. Die Verbrechensrate stieg ins Unermessliche. Mord, Totschlag, Vergewaltigung und Diebstahl waren in Städten und Dörfern alltäglich. Fußgängerzonen verwandelten sich in Schlachtfelder, und in Einkaufszentren schlug man sich die Köpfe ein, um ein Stück Wurst oder Fleisch zu beschaffen. Überfälle auf Lebensmitteltransporte und Plünderungen von Geschäften waren ebenfalls alltäglich. Es gab kaum noch Gerechtigkeit

und immer mehr Staaten drohten zu zerbrechen. Immer mehr Menschen drängten sich in die Länder hinein, denen es noch einigermaßen gut ging. Der Rassenhass wurde wieder stärker, und entsprechende Führer scharten wieder Menschenmassen um sich. Skrupel oder Komplexe hatten noch die wenigsten Menschen. Das Töten wurde zum Spaß, und wer einen guten Pornofilm sehen wollte, musste nicht ins Kino gehen; es genügte, wenn man im Park spazieren ging. Die Gesellschaft hatte keine Moral mehr. Permanenter Vandalismus und der Schrei nach Gewalt wurden zum Spielzeug des Bösen. Statt das verlorene Paradies zu suchen, versuchten die Menschen das zerstörte Sodom und Gomorra wieder zu errichten. Es gab viele Menschen, die sich mit Schusswaffen gegen die massive Bedrohung von der Straße und gegen Plünderungen zur Wehr setzen. Ein schreckliches Durcheinander begann. Es wurde geplündert und gemordet. Die Natur besorgte den Rest. Die Menschen starben durch Seuchen, Hunger, Mord, Unwetter und Selbstmord.“

Großvater blickte in unsere staunenden Augen. Er lächelte nur bitter, blickte wieder hinaus zum Dorf und redete weiter.

„Die Imperialen Mächte hielten sich nicht nur mit Macht und Gewalt die Verbrecher, sondern auch die Armen und Hungernden vom Leib.“

Großvaters Worte klangen mühsam und schwer. Die Erinnerung an die alte Zeit machte ihn traurig. Manchmal hörten wir auch Wut und Verbitterung in seiner Stimme. Doch er berichtete immer weiter. Es war so, als müsste er sich eine schwere Last von der Seele reden.

„Am Ende gab es noch den großen Terror der Reichen untereinander. Sie versuchten sich gegenseitig zu vernichten. Das ging nicht immer mit legalen Mitteln zu. Sie beseitigten mächtige Gegner mit geheimen neuen technischen Errungenschaften. Mit Kapital finanzierten sie die Forschung, und mit der Forschung besiegten sie ihre Feinde. Das alles geschah auf schreckliche Art und Weise. Länder zerbrachen und Armeen rebellierten. Es begann ein Krieg, der von den Imperien gewollt und vom kleinen Volk ausgetragen wurde. Die Imperien hatten sich inzwischen Schutzwälle gebaut, die unüberwindlich waren. Vor dreißig Jahren gab es noch zehn Imperien und zehn Länder. Heute gibt es nur noch drei

mächtige Vereinigungen die die Welt regieren. Diese großen, streng abgeschirmten Imperien, sind in Nordamerika in Europa und Asien angesiedelt. Die Amerikaner nennen ihr Imperium Megacity und die Asiaten nennen es Asia. Wer es schafft in diesen Gesellschaften zu dienen, ist im sicheren Luxus zuhause. Sie waren schon immer, vor Krieg und Terror sicher geschützt. Seither tobt dort draußen das absolute Chaos.“

Vater kam zu uns aufs Dach: „Geht runter in den Kellerraum! Heute schlafen wir unten. Ich glaube, es kommt wieder ein Hurrikan auf uns zu. Schließt alle Läden, Türen und Fenster! Heute kommt die Bande nicht mehr.“

Dann sah er Großvater an und meinte: „Hoffentlich zieht er an uns vorüber. Sonst ist unsere gesamte Ernte wieder einmal in Gefahr.“

Großvater sah suchend in den Himmel. „Das war früher auch anders“, meinte er und folgte uns langsam und nachdenklich, wie er nun mal war, hinab in den Keller.

Es dauerte nicht lange, da hörten wir draußen den Sturm toben. Diesmal traf er uns jedoch nicht mit voller Stärke.

„Du hast einmal gesagt, dass es früher kaum starke Tornados und schon gar keine Hurrikane in Europa gab, Großvater“, sagte meine Schwester Angie.

„Nein, die gab es nicht, mein Kind“, antwortete der Alte müde.

„Lasst doch Großvater in Ruhe!“ meinte Mutter. “Er ist sicher müde.”

„Nein Klara, lass nur! Die Kinder sollen wissen, wie alles begann“, antwortete er und erzählte weiter.

„Alles Leben richtete sich nur noch, nach Rentabilität. Naturschutz war nicht rentabel. Die Menschen verschmutzen die Luft das Land und die Meere so sehr, dass die Erde daran zu zerbrechen drohte. Tausende Tonnen von Gift- und Atommüll wurden jährlich in die Weltmeere gekippt. Und die vielen Tankerunglücke verseuchten die Weltmeere pro Jahr mit Millionen Liter Öl. Fangflotten mit riesigen Treibnetzen fischten die Meere leer. Regenwälder wurden bedenkenlos vernichtet, ohne über die Folgen nachzudenken. Die Bäume, die nicht abgeholzt wurden, erkrankten und viele starben völlig ab. Die Abgase, die aus den Auspuffrohren dieser Welt kamen, konnten nicht mehr vom Wald in saubere Atemluft

umgewandelt werden. Es kam die Zeit, in der Menschen nur noch mit Atemmasken leben konnten. Die Menschen des zwanzigsten und des einundzwanzigsten Jahrhunderts wurden durch die verschmutzte Umwelt krank. Die Lebenserwartung sank wieder rapide ab. Moderne Heilungsmethoden standen dem einfachen Volk nicht mehr zur Verfügung.“

„Doch die Mächtigen dieser Welt wollten wieder einmal das Problem nicht ernst nehmen. Es war ja auch nicht rentabel“, erzählte plötzlich Vater weiter.

„Die Zerstörung der Natur hatte für die Menschen schlimme Folgen. Die Natur rächte sich mit Wirbelstürmen, sintflutartigen Regenfällen, schrecklichen Kälteperioden unerträglicher Hitze und gewaltigen Überschwemmungen. Die Polkappen begannen zu schmelzen und der Meeresspiegel stieg an. Große Landgebiete wurden überflutet und Erdbeben und Vulkanausbrüche richteten schrecklichen Schaden an. Flutwellen, die so groß waren wie Wolkenkratzer, strömten, von schlimmen Orkanen gepeitscht, auf die Küsten zu. Schreckliche Hungersnöte, Tod und Elend waren die unaufhaltsamen Folgen.“

“Doch in ihrer Not verhielten sich die Menschen, wie nicht anders erwartet, völlig falsch”, erklärte nun Großmutter. Sie hatte noch nie von der alten Zeit berichtet. Wir wunderten uns sehr darüber. Sie ließ sich nicht beirren und redete mit zittriger Stimme weiter.

“Politiker redeten viel und taten nichts. Sie waren längst Marionetten riesiger Konzerne geworden, die die Welt beherrschten. Sie wurden immer leichtsinniger im Umgang mit Forschung und Wissenschaft. Sie unterschätzten das nukleare Risiko. Man suchte ständig nach End- und Zwischenlager für Atommüll. Es gab Unfälle in Atomkraftwerken und Missbrauch der Genforschung. Man begann Menschen zu klonen und für besondere Zwecke zu züchten. Geld und Macht, stellte jede ethische Gesinnung in den Hintergrund. Die Mächtigen züchteten Arbeiter und Soldaten die nicht müde wurden, und ohne eigenen Willen, jeden Befehl ausführten. Aus Forschungslaboratorien entkamen Bakterien, die neue Seuchen über die Menschheit brachten. Später gab es eine Zeit, in der das sogar gewollt war. Vielleicht wollten sie auf diese Weise die Überbevölkerung stoppen. Denn viele Menschen benötigen viele Nahrungsmittel, die nun von den Imperien

beansprucht wurden. Die Imperialen Bevölkerungsgruppen, betrachteten die außerhalb lebenden Menschen als unnützen Ballast, der dem Planet Erde nur schadet. Verdorbene Lebensmittel waren, deren Ansicht nach, für diese Randgruppen gerade gut genug. Und so wurde der Hunger und das Elend in der Welt immer größer.”

“Und heute sehen wir nur noch auf eine Welt voller Trümmer zurück”, meinte nun wieder Großvater. “Wir können euch nur grob berichten, wieso es heute da draußen so aussieht. Es muss euch klar sein, dass jeder Tag ein Drama war, und alle Tage die kommen, werden noch schlimmer sein; wenn nicht ein Retter kommt.”

Es wurde wieder still in unserem Keller. Der Sturm legte sich wieder. Ich schwor mir, später, wenn ich einmal erwachsen bin, etwas dagegen zu tun.

3. Das Land der Verlorenen

Das Leben auf unserem Hof war auch in den kommenden Jahren, voller Kampf, Rückschläge und Arbeit. Doch meine Familie war sehr stark und hat nie aufgegeben.

Als ich fünfzehn Jahre alt war, verließ ich mein Zuhause und fuhr mit einem Händler in die nächstgrößere Provinz. Dort gab es noch eine Klosterschule. Ich wollte lernen, arbeiten und kämpfen. Der Händler hatte zwanzig schwer bewaffnete Männer dabei. Dennoch wurden wir zwei Mal überfallen. Nach zwei Tagen erreichten wir endlich die Stadt Neumünchen. Es gab nur etwa zehntausend Einwohner. Sie hielten ihr kleines Reich eifrig und fleißig am Leben. Ich ging sofort in die Klosterschule und begann im Garten zu arbeiten und zu studieren. Neumünchen war gut bewacht und gut befestigt. Die Banden hatten keine Chance. Sie versuchten immer wieder, die fahrenden Händler auszurauben. Die Verbindung unter den wenigen Städten, die es noch gab, war sehr schlecht. Die Händler berichteten uns immer was es Neues gab, oder wie man in den anderen Städten zurechtkam. Es gab Monteure, die versuchten das alte Telefonnetz wieder instand zu setzen. Sie sammelten alles was sie finden konnten: Generatoren,

Motoren, Fahrzeuge und Treibstoff. Was früher nur Schrott war, erwies sich für uns als sehr wertvoll. Trotz der Gefahr, suchten ständig bewaffnete Gruppen in den alten zerstörten Großstädten nach Schätzen. Diese Gruppen wurden oft in Kämpfe mit den Wilden verwickelt. Seltsam war nur, dass mit der Zeit diese Wilden immer weniger wurden. Wir wussten damals nicht warum. Es gab jedoch Gerüchte, dass die schwarzen Truppen der Imperien, die Wilden irgendwohin deportierten. Wir waren einerseits froh, dass jemand diese Wilden dezimierte. Andererseits konnte diese Macht auch für uns zur Bedrohung werden. Dennoch waren wir voller Hoffnung. Denn wenn es diese Banden nicht mehr geben sollte, konnte man neue Bauernhöfe und Weizenfelder außerhalb der Städte anlegen. So ging es immer ein kleines Stück voran. In unserer Stadt stand sogar ein funktionierendes Windrad, mit dem man Strom erzeugen konnte. Das Wissen der alten Generation durfte nicht verloren gehen. Die Überlebenden der Katastrophe versuchten ihre Gesellschaft neu aufzubauen. Es war eine langwierige mühselige Arbeit. Jeder neue Erfolg wurde in der Gemeinschaft groß gefeiert. Mit den Jahren kam wieder langsam ein wirtschaftlicher Fortschritt. Ich wollte immer Pfarrer werden, weil sich die Menschen schon

früher an den Glauben klammerten und die Hoffnung auf Erlösung nie aufgaben. Trotz meiner Priestertätigkeit arbeitete ich ständig in den Gärten und beteiligte mich an den Such- und Sammelaktionen. Als ich fünfundzwanzig Jahre alt war erlebten wir, warum die Wilden kaum noch existierten.

Wir waren mit einer zwanzig Mann starken Gruppe unterwegs in die alte Stadt München. In diesem Gebiet gab es immer etwas zu finden, das für uns wertvoll sein konnte. Ich sah zum ersten Mal in meinem Leben eine zerstörte verlassene Großstadt. Die Mauern der alten Häuser standen teilweise noch. Überall lagen Trümmer herum. Die Dächer wurden wohl von den Stürmen abgedeckt. Ich stand regungslos da und sah vor meinem geistigem Auge zahlreiche Menschen durch die Straßen und Fußgängerzonen ziehen. Ich hörte ihre Stimmen und den Lärm einer Großstadt, als ob die Geister der Verstorbenen noch hier wären.

“Das muss früher einmal eine wunderschöne Stadt gewesen sein”, sagte ich leise zu mir selbst. Meine Begleiter schwiegen. Sie hatten die Stadt zwar schon öfter gesehen, waren jedoch jedes Mal ergriffen, wenn sie vor den Trümmern dieses Zeugnisses großen Schaffens standen.

„Warum haben sie das alles kaputt gemacht“, sagte ich wieder, mit einer geradezu kindlichen Naivität.

„Eines Tages werden wir alles wieder aufbauen John“, meinte der alte Hans Ebert. Der fünfundsiebzigjährige weise Alte erinnerte mich sehr an meinen inzwischen verstorbenen Großvater. Er war der Bürgermeister unserer kleinen Gemeinde.

„Aber erst einmal holt sich die Natur wieder alles zurück, was der Mensch ihr damals weggenommen hat.“

Es war eigenartig zu sehen, wie schnell sich die Natur ihren Lebensraum zurückgeholt hatte. Wir erfreuten uns an jeder Pflanze und jedem Baum, der wieder wuchs. Die Natur musste sich genau so erholen wie die Menschheit. Als wir eine alte Firma absuchten, sahen wir sie kommen. Die Schwarzen Truppen, die die Grenze zum Imperium schützten, durchsuchten die alte Stadt.

Einer von ihnen schrie mit einer unmenschlich rauen Stimme: „Mit der Säuberung beginnen!“

Wir rannten weg und versteckten uns. Die wilden Gesellen, die hier noch überall herumschlichen, griffen die Soldaten des Imperiums sofort an. Der ungleiche Kampf wurde von den weit überlegenen imperialen Truppen schnell beendet. Wir

beobachteten, wie die Wilden mit Strahlenwaffen betäubt und in einen großen Transportwagen geworfen wurden. Den Anführer der Bande kannte ich. Es war derselbe, der uns damals oft auf unserem Hof angegriffen hatte. Ich erkannte ihn an dem Totenkopf, der immer noch auf seinem Motorrad befestigt war. Er stellte seine Maschine ab und ging mit einer Eisenstange wütend auf einen schwarzen Soldaten los. Flüchten konnte er nicht mehr; er war längst umstellt. Der Soldat blieb einfach stehen und wehrte den Schlag des Anführers lässig mit seinem linken Arm ab. Der Wilde schaute sein Gegenüber ungläubig an. Jeder normale Mensch hätte jetzt den Arm gebrochen. Dann kämpften sie noch eine Weile. Offenbar betrachtete der Soldat diesen Kampf als Übung. Der Anführer der Wilden hatte jedenfalls keine Chance. Er wurde von seinem Gegenüber unsanft auf den Transporter geworfen. Als die Truppen wieder weg waren wussten wir, dass wir gegen diese imperialen Kämpfer auch keine Chance hatten. Aber bisher hatten sie uns ja in Ruhe gelassen.

“Wir nehmen die Motorräder mit”, sagte Jahn Johanson. Er war ein Techniker, der schon viele technische Hilfsmittel für uns zusammen gebastelt hatte.

“Man sagt, dass vor einigen Jahren südlich der Alpen, im imperialen Reich, ein riesiges Raumschiff gelandet sein soll”, sagte ich. “Man sagt auch, dass mit diesem Raumschiff Menschen zu anderen Planeten gebracht werden.”

“Das sind nur Gerüchte”, antwortete Jahn. “Es wird viel dummes Zeug erzählt. Glaub einfach nicht daran!”

“Was meinte er mit Säuberung”, fragte Nina. Die Zweiundzwanzigjährige war unsere Chemikerin. Sie sammelte alles, was man zur Energieerzeugung brauchen konnte.

„Ethnische Säuberung nannte man das früher“, erklärte Hans Ebert mit leiser bedrückter Stimme. „Damit soll der Eindruck erweckt werden, dass diese Menschen einen Staat beschmutzen oder dass sie selbst Schmutz sind.“

„Sie kämpften doch auch nur, um zu überleben“, sagte Nina anklagend.

„Das interessiert diese Leute nicht“, meinte Jahn. „Hoffentlich säubern sie nicht, eines Tages, auch noch unser Gebiet.“

Wir brachten die gesammelten Sachen zurück und fuhren sofort weiter zu meinen Eltern. Meine Familie war seit vielen Jahren ein wichtiger Handelspartner der Stadt Neumünchen.

Ich fuhr auf dem Motorrad des Bandenführers mit. Den Schädel ließ ich auf einem ehemaligen Friedhof zurück. Meine Begleiter gaben mir ein Gewehr und ließen mich vorausfahren. Wir glaubten nicht, dass es hier noch wilde Burschen gab, die uns gefährlich werden konnten.

Meine Eltern staunten nicht schlecht, als ich mit der Maschine des Bandenführers ankam.

„Habt ihr die Brut zum Teufel gejagt“, lachte mein Bruder Adam. Er war inzwischen verheiratet. Seine Frau hatte er in unserer Stadt kennen gelernt.

Ich berichtete, was geschehen war. Mein Vater hatte so etwas schon geahnt. Ihm waren einmal die Transportfluggleiter aufgefallen, die immer wieder die Gegend absuchten.

„Lass uns nicht über Dinge diskutieren, die wir eh nicht erklären können“, meinte Vater. „Deine Mutter ist schon in der Küche beim Kuchenbacken. Heute ist wieder ein Festtag. Wie lange bleibst du denn?“

„Ich warte auf meine Freunde“, antwortete ich. „Die müssten heute Nachmittag hier eintreffen.“

Unser fröhliches Zusammensein am Kaffeetisch wurde durch das summen eines Fluggleiters gestört. Wir hörten auf zu reden und hörten erstaunt, wie das Geräusch immer näher kam.

„Bleibt ruhig!“ befahl mein Vater. „Keine Waffen. Bleibt sitzen und esst weiter!“

Als wir hörten, dass der Fluggleiter vor unserem Haus landete, stand Vater auf und ging ruhig und besonnen nach draußen. Er kam in Begleitung eines, in Weiß gekleideten, Mannes und zweier Soldaten wieder zurück.

„Das ist Gauleiter Meisner. Er hat uns einen Vorschlag zu machen“, sagte er mit ernster Mine.

„Lasst euch doch nicht stören! Bitte ihr könnt ruhig weiter essen. Wir können uns in Ruhe unterhalten. Es wird euch nichts geschehen.“

„Bitte setzen Sie sich doch zu uns! Sie essen doch ein Stück Kuchen mit, oder“, sagte meine Mutter. Sie wollte eben höflich sein, und das war auch gut so.

„Oh, gerne“, sagte der Gauleiter und ließ sich bedienen. Er strahlte eine falsche Freundlichkeit aus, die mir fast weh tat.

Er trank einen Schluck Kaffee, nahm einen Happen Kuchen zu sich und fing an zu reden:

„Sie haben enormes Glück. Sie dürfen mit der gesamten Familie und ihren Arbeitern Mitglieder unseres Reiches werden. Sie müssen nur weiter so fleißig arbeiten wie bisher. Wir kommen ihre Erzeugnisse regelmäßig abholen. Sie bekommen Computer, Handys, Fernseher, Geräte; alles was Sie wollen. Sie bekommen ärztliche Hilfe, Medikamente und einen eigenen Flugleiter. Ihre Kinder können bei uns sogar studieren. Außerdem schützen wir ihre Felder und Häuser vor Unwettern. Das sind nur einige Vorzüge, die Sie erhalten. Was meinen sie?“

„Und unsere Handelspartner? Was ist mit denen?“ fragte Vater. Er war nicht so begeistert wie meine Geschwister. Adams Frau war schwanger. Allein das war für sie schon Grund genug, dem Vorschlag zuzustimmen. Das Imperium würde sie künftig beschützen und für sie sorgen. Sie mussten nur den Handelspartner wechseln.

„Großvater und Großmutter sind gestorben und wir konnten ihnen nicht helfen. Wir konnten nur tatenlos zusehen“, meinte Mutter. Dabei sah sie Vater an, als ob sie gleich auf eine bejahende Antwort hoffte.

„All die Jahre des Leidens und der Kriege wären vorbei“, meinte Vater leise und nachdenklich.

„Die Leute da draußen kommen auch ohne Sie zurecht. Glauben Sie mir! Außerdem schlägt man dem Imperator keine Bitte ab“, meinte der Gauleiter lächelnd.

„Der Imperator?“, fragte Vater.

„Ja, unserem Führer. Wir nennen ihn Imperator“, antwortete der Gauleiter wieder lächelnd. „In wenigen Stunden können die Arbeiten beginnen. Wir sichern Ihr Grundstück und bauen einen Windschutz auf Ihre Felder. Besichtigen Sie unser Imperium möglichst bald! Sie haben so etwas noch nie gesehen. Sie werden staunen“, erklärte er begeistert. Diesmal klang seine Stimme wirklich begeistert.

Wir hatten keine andere Wahl. Wir mussten zustimmen. Der Gauleiter verschwand wieder und ich rannte zu meiner Maschine, um meine Freunde zu treffen. Ich hatte nur noch diese kurze Möglichkeit, um ihnen zu erklären, dass ich mitmachen musste. Um den Löwen zu bändigen, musste ich in seine Höhle. Ich wusste damals nicht, was mich dort erwartete.

Ich traf meine Freunde in der Nähe des alten Dorfes. Auch dort waren keine Banden mehr zu finden. Meine Freunde lagerten in einer alten Scheune.

„Ihr müsst wieder zurück!“ sagte ich, als ich die Maschine abgestellt hatte.

„Was ist los?“ fragte Jahn erstaunt.

Ich erzählte, was passiert war. Sie verstanden, dass meine Familie keine Wahl hatte. Wir hatten die Macht des Imperiums erlebt. Meine Begleiter waren nur sehr überrascht, dass ich mit wollte. Nina saß wie niedergeschlagen auf einem Holzklotz und war dem weinen nahe. Ich wusste nicht, wie sehr sie damals an mir hing.

„Werden wir dich wieder sehen?“, fragte sie nach einer Weile.

„Ich komme zurück. Das verspreche ich euch. Ich muss wissen, was das für eine Welt ist, die unsere Existenz bedroht.“

Der Abschied viel uns allen sehr schwer. Doch es war unumgänglich. Diese Gelegenheit mussten wir nutzen. Das Imperium konnte man nur von innen bekämpfen.

4. Die Welt der Schönen und Reichen

Adolf Majdan war der mächtigste Mann in Europa. Er besaß nicht nur das Erbe seiner Vorfahren. Sein Kapital stammte aus dem Besitz der ehemaligen katholischen Kirche.

Der Imperator stand am Fenster seines Büros, das sich in einer gläsernen Weltkugel befand. Diese Weltkugel wurde von einer Statue getragen, von der nur der Kopf und die Brust aus dem Boden ragten. Der monumentale Riese, der den Eindruck erweckte als stecke er in der Erde fest, erhob die gläserne Weltkugel ehrfürchtig in den Himmel. Der ganze Bau war über zweihundert Meter hoch. Zahlreiche gläserne Pyramiden und Bauten, deren verschieden hohe Zinnen aneinandergeschmiegt wie übergroße Kristalle aussahen, leuchteten in vielseitig transparenten Farben. Sein Reich nannte er Eden. Das Zentrum seines Imperiums lag in Norditalien. Adolf Majdan war Herr über ein Reich, das den Eindruck einer perfekt funktionierenden futuristischen Welt erweckte. Überall waren gläserne Verbindungsröhren, um einen schnellen sicheren Transport zu gewährleisten. Fluggleiter flogen zahlreich umher und überall sah man Menschen emsig und fleißig arbeiten. Innerhalb riesiger Gewächshäuser schuf man Parkanlagen, die vor den Launen der unruhigen Natur geschützt waren. Es gab

Freizeiteinrichtungen aller Art und reichlich Vergnügungsviertel. Hier langweilte sich niemand. Die Menschen in Eden fragten nicht, was außerhalb ihrer so perfekten Welt geschah. Sie hielten sich für Übermenschen, und das waren sie auch. Sie waren alle ‚Kinder aus dem Katalog‘. Es gab keine zufällig geborenen Kinder in dieser Welt. Sie waren Produkte aus dem Labor. Sie identifizierten sich nicht mit den Menschen der Außenwelt. In ihren Augen waren sie Versager. Sie im Bordell oder in der Arena zu sehen, war für die Bürger Edens nur eine willkommene Abwechslung. Männer wurden als Kampfgegner für trainierende geklonte Supersoldaten ausgesucht, und Frauen wurden in die Bordelle der Stadt verschleppt. Ein Bürger Edens zu sein war eine Ehre. Menschen von der Außenwelt hatten keine Ehre. Die Bürger Edens gewöhnten sich an ihr schönes sauberes Leben. Alles war in bester Ordnung. Sie hatten ein Reich geschaffen, in denen alle glücklich sein konnten. Das war jedenfalls ihre Meinung.

Adolf Majdan war Herr über all diese Geschöpfe. Und gäbe es die Amis und die Asiaten nicht, wäre er Herr über die ganze Welt.

Sein Sekretär Hans Goldhain stand wenige Schritte hinter ihm, als er so zufrieden aus dem Fenster schaute. Leise klassische Klaviermusik erfüllte den Raum mit sanfter Melancholie. Neben ihm war das Steuer eines mittelalterlichen Segelschiffes montiert. Ein Kartentisch, ein Teleskop und ein Kompass gehörten auch zu dem Nachbau eines Steuerstandes. Er stand sehr oft da und dachte über sein Werk nach.

„Wir haben einen Bauernhof und Felder in unseren Besitz gebracht“, sagte Goldhain ehrfürchtig zu seinem Führer. „Die ehemaligen Besitzer arbeiten für uns. Die Familie ist hier her unterwegs, um uns zu besuchen.“

„Ich möchte sie sehen, wenn sie hier sind, Goldhain“, antwortete der Imperator, ohne sich umzudrehen.

„Unsere Berichterstatter sagten, dass es in den Provinzen schon wieder elektrischen Strom gibt, und eine Radiostation wollen sie auch errichten, mein Imperator.“

„Es gibt offenbar ein paar kluge Köpfe da draußen, Goldhain. Stellen Sie fest, ob sie uns von Nutzen sein können. Ist das der Fall, holen Sie die Leute zu uns! Die Provinzfrage muss schnellstens geklärt werden! Ich möchte mit dem Führungsstab sprechen!“

„Ich werde eine Konferenz einberufen, mein Imperator“, antwortete Goldhain wieder ehrfürchtig. Er stand für einen Moment stramm, reckte die linke Faust in den Himmel und verließ das Büro.

Als wir in die Klauen dieser futuristisch luxuriösen Welt kamen, mussten wir unsere Freiheit aufgeben. Das hatte uns der Gauleiter verschwiegen. Aber nun konnten wir nicht mehr zurück. Das Imperium wollte den Hof und die Felder meiner Familie kontrollieren. Uns, brauchten sie nur wegen unserer Erfahrung und unserer Arbeitskraft. Meine Schwägerin durfte ihr Kind, trotz einiger Widersprüche, zur Welt bringen. Adam war wütend, weil er künftig eine Bewerbung abgeben musste, wenn er wieder Vater werden wollte. Als die Eingrenzungen und Umbauarbeiten auf unserem Hof beendet waren, flogen wir mit unserem Fluggleiter zum ersten Mal in das Zentrum des Imperiums. Es waren inzwischen drei Monate vergangen. Von der imperialen Macht bekamen wir Fernseher, Telefone, Handys, neue Möbel und Küchengeräte. Wir glaubten vorbereitet zu sein auf das, was uns erwartete. Aber wie unterschiedlich unsere Welten waren, sollten wir auf diesem Ausflug erfahren.

Es war schon Abend, als wir ungehindert mit unserem Fluggleiter über die Alpen schwebten. Von Weitem schon sahen wir die bunten Lichter der Stadt. Wir sprachen kein Wort. Das war eine fremde Welt für uns. Wir fühlten uns, als ob wir die Erde verlassen und einen fremden Planeten ansteuern. Wir vergaßen für einen Moment, dass dieses Imperium auf dem Leid und den Tränen vieler Millionen Opfer aufgebaut war. Wir fühlten aber auch, dass das nicht unsere Welt war. Wir waren Außenseiter, die man dort auch als solche erkennen würde. Als wir die monumental futuristischen Gebäude sahen, fühlten wir einerseits Hochachtung vor so viel perfektem Schaffen, andererseits auch Verachtung, wegen der Ignoranz, mit der sie die Außenwelt betrachteten.

„Während da draußen Millionen Menschen entsetzlich litten, lebten die Menschen hier ungeniert in bestem Luxus“, sagte Vater anklagend.

„Wenn es unsere Freunde in den Provinzen nicht gäbe, würden diese Lichter viel heller leuchten“, sagte Adam.

„Ja, unsere Freunde sind lebende Zeugen ihrer Schuld“, antwortete Mutter.

„Vielleicht wollen sie ihr schlechtes Gewissen mit den Säuberungsmaßnahmen reinwaschen“, antwortete ich bedrückt.

Unser Fluggleiter flog sicher zwischen den ersten milchig leuchtenden Gebäuden hindurch, die aussahen wie eine kristallene Eislandschaft. Nach den ersten Kilometern wurden die Lichter der Stadt bunter. Wir sahen gelb leuchtende Glaspyramiden und blau leuchtende sechseckige Türme, die untereinander mit Glasröhren verbunden waren. Vor uns öffnete sich eine Welt mit den unterschiedlichsten geometrischen Formen. Als wir einen Park überflogen, bemerkten wir über uns eine gigantische Dachkonstruktion, die gerade geschlossen wurde. Wir landeten nach mehr als einer Stunde Stadtflug, in der Nähe des imperialen Hauptquartiers.

„Hier hat jemand einen Riesen in der Erde verbuddelt“, meinte Hans scherzhaft. Ich muss zugeben, dass wir sehr ergriffen waren, von der Schönheit und Perfektion dieser Stadt.

Der Gauleiter, der uns angeworben hatte, empfing uns und brachte uns zu dem Eingang des Hauptquartiers. Wie fuhren zum ersten Mal in unserem Leben mit einem Aufzug. Nach einigen Minuten hielt er und wir betraten die Weltkugel des Imperators. Wir sahen aus den Fenstern auf ein Meer von Licht und Farben. Ich wünschte mir, dass die Zeit stehen bliebe und ich diesen Anblick für immer genießen könne. Zum ersten Mal fragte ich mich als Priester, warum Gott diese Menschen so

belohnte und meine Freunde außerhalb dieses Reiches so bestraft hat. Musste man in dieser Welt ein rücksichtsloses Wesen haben, um himmlisch leben zu können? Aber das hier war nicht der Himmel. Auch diese Menschen mussten einmal sterben.

Ein Steg, verband den Fahrstuhl mit einer goldleuchtenden inneren Kugel. Es waren nur wenige Meter, die wir in schwindelerregender Höhe bis zur Innenkugel gehen mussten. Für uns war das allerdings ein äußerst ungewohntes Gefühl. Wir wurden durch acht bewachte Büros geleitet, bis wir endlich den Imperator erreicht hatten. Er stand vor seinem mittelalterlichen Schiffssteuerstand und blickte zur Stadt hinaus.

„Treten Sie näher!“ befahl er mit harter Stimme, ohne sich umzudrehen. „Setzen Sie sich!“

Es dauerte eine Weile, bis er sich wieder bemerkbar machte. Wir sahen uns gegenseitig an und überlegten, ob er uns überhaupt Beachtung schenken wollte. Dann drehte er sich um. Ich sah meinen Vater erstaunt an, denn er war sichtlich erschrocken, als er in das Gesicht des Imperators blickte.

„Stimmt etwas nicht?“ fragte der Imperator, der auch bemerkte, dass mein Vater erschrak.

„Nein, nein“, stotterte Vater. „Es ist alles in Ordnung. Entschuldigen Sie bitte! Das ist alles sehr verwirrend für uns.“

„Nun gut“, sagte er und setzte sich an seinen übergroßen uralt erscheinenden Schreibtisch. Dieses Möbelstück passte gar nicht, in diese moderne Welt.

„Sie fragen sich sicher, warum ich Sie kommen ließ. Die Menschen von außerhalb, die wir bisher zu Gesicht bekommen hatten, waren alles Wilde. Dieser Abschaum konnte doch nicht alles sein, was übrig geblieben ist, von der Welt da draußen.“

Dann stand er wieder auf, verschenkte die Arme auf dem Rücken und ging nervös auf und ab, ohne uns dabei anzusehen. Er sprach wieder mit dieser extrem harten Stimme.

„Vor einiger Zeit hatten wir Besuch von Wesen, die aus einer anderen Welt zu uns kamen.“

Erst verstand ich nicht, was er meinte. Als er uns jedoch nach diesen Worten prüfend ansah, begann ich zu begreifen. Ich konnte es aber kaum glauben.

„Ja, da staunen Sie. Aber es ist wahr. Wenn wir gewusst hätten, dass Sie kommen, hätten wir vor unserer Tür schon viel früher gefegt. Wir mussten uns ja schämen. Diese asoziale Brut musste verschwinden. Bisher war es uns egal, wie es da draußen aussah. Aber mittlerweile wissen wir, dass die Natur

sich erholen muss. Wir müssen mehr anbauen. Ich meine, Obst und Weizen und so ein Zeug. Das wissen Sie ja viel besser als ich. Aber diese Wilden und die Stürme, machten alle Bemühungen unnötig teuer. Die Natur muss sich erholen und die Gefahr durch die Banden muss beseitigt werden. Wir müssen eben fegen vor unserer Haustür. Ihre Freunde da draußen müssen in Zukunft ebenfalls ein paar Regeln beachten. Denn, wir sind die Herren dieser Welt.“

Er zögerte einen Moment und sagte weiter: „Wir waren es schon immer. Überleben konnte nur die Elite. Ja, Eder, da staunen Sie. Aber es ist so.“

Der Imperator erhob warnend seine rechte Hand und gestikulierte wild mit drohendem Zeigefinger in der Luft herum.

„Während die Welt an Überbevölkerung, Faulheit und Ignoranz litt, bauten wir dieses Reich auf.“

Seine Stimme wurde lauter. Er schimpfte und schrie in seinem Büro herum, als wenn wir etwas dafür könnten, was geschehen war.

„Diejenigen, die am wenigsten hatten, bekamen die meisten Kinder. Sie wurden arbeitslos und schimpften über den Staat, der sie gefälligst zu unterstützen hatte. Doch jeder hatte die

gleichen Chancen in dieser Welt. Es war deren eigene Schuld, dass sie gescheitert sind. Ich habe kein Mitleid. Die Gesellschaft ist an ihrer eigenen Bedeutungslosigkeit gescheitert. Sie hat es nicht besser verdient.“

Er wurde wieder etwas leiser. Nachdenklich machte er ein paar Schritte hin und her. Dann meinte er weiter:

„Die Welt war überbevölkert. Es musste ja so kommen. Die Schwachen mussten sterben. Das begann schon vor über einhundert Jahren und keiner hat es bemerkt. Bald ist es vollbracht. Dann wird nichts mehr an die schwache Gesellschaft erinnern. Nur die Elite wird überleben. Wenn die Wilden in der Welt alle beseitigt sind, wird eine neue Zeit anbrechen. In ein paar Jahrzehnten fragt keiner mehr danach, wie unsere neue Gesellschaft aufgebaut wurde.“

Er sah Vater prüfend an und meinte: „Wenn die Leute da draußen ein gutes Bild abgeben und sich an die Regeln halten, soll es mir egal sein. Dann haben sie von uns nichts zu befürchten.“

Dann ging er wieder zum Fenster und meinte: „Kommen Sie! Kommen Sie einmal hier her!“

Zögernd folgten wir seiner Aufforderung. Er zeigte nach unten und meinte:

„Dieses Volk da unten kann wunderbar feiern und sich im Luxus suhlen wie die Schweine. Seit Jahren geht das schon so. Glauben Sie nur ja nicht, dass ich nur vor der Tür fegen will. Ich fege auch im Haus. Die werden sich schon bald sehr wundern. Wissen Sie, was das Schlimmste für diese erhabenen Bürger Edens ist?“

Wir sahen uns nur schweigend an. Der Imperator kam auf Vater zu und legte ihm die Hand brüderlich auf die Schulter:

„Mein lieber Eder. Sie haben Angst vor euch. Ja, sie fürchten sich davor, dass es dort draußen vielleicht Menschen gibt, die ihnen ebenbürtig oder gar überlegen sein könnten. Vor lauter Feiern haben sie ihren Ehrgeiz vergessen. Da unten sind sehr viele nutzlose Adelige. Es kommt die Zeit, da werden die sich wundern.“

Er nahm die Hand wieder von Vaters Schulter, drehte sich zum Fenster um und erklärte weiter.

„Ich werde einige von denen rauswerfen und einige von euch rein holen. Dann werden diese ehrenwerten Bürger Roms wieder wach.“

Ich habe erst viel später erfahren, was er wirklich vorhatte. Dieses Reich erinnerte mich an das, was ich über das alte Rom

gelesen hatte. Doch das war einst untergegangen. Mir war klar, dass Rom nur unterging, weil die Macht des Bösen die kaiserlich römische Krone nicht mehr benötigte. Damals entstand dort eine neue Weltmacht, in der ein böser Geist Jahrhunderte lang sein schreckliches Unwesen trieb. War das auch hier so? Was kümmerte dieses Volk die Menschen in den Provinzen? In ihren Augen waren es bloß Geschöpfe, die ihre Erde beschmutzten. Ich wusste damals, dass der Imperator nur ihre Schaffenskraft brauchte, von der man ihm berichtet hatte. All die Jahre kümmerte es ihn nicht, wie die Menschen außerhalb seines Imperiums zurechtkamen. Aber jetzt, wo Menschen dort draußen anfangen sich zu organisieren und es ihnen etwas besser ging, wollte er den Gewinn ernten, den sie produzierten. Er würde Steuern erheben. Das war mir klar geworden. Ich verstand ihn besser als er dachte. Wir waren nur die Frankensteinfamilie, die Zutritt in die Welt der Reichen und Schöner erhalten hatte.

„Sie, mein lieber Eder, werden denen da unten einmal zeigen, wie man vorbildlich arbeitet und sein Leben gestaltet“, meinte der Imperator, wobei er belustigend auf seinen Zehenspitze wippte.

„Die werden Sie beneiden, denn es gibt bei uns Leute, die seit Monaten, ja sogar Jahren, auf eine Audienz bei mir warten. Sie, Eder, können jederzeit zu mir kommen; wenn ich Zeit habe.“

Er setzte sich wieder an seinen Schreibtisch und fragte: „Haben Sie noch Fragen?“

„Keine Frage, mein Imperator“, sagte Vater vorsichtig. „Nur eine Bitte. Die Leute da draußen in den Provinzen haben es all die Jahre nicht leicht gehabt. Sie hatten sehr schwierige Zeiten überstanden. Ich möchte Sie nur bitten, dies nicht zu vergessen. Das ist alles. Vielen Dank, dass Sie uns empfangen haben. Wenn Sie möchten, werden wir jetzt gehen.“

„Leben Sie wohl und arbeiten Sie weiterhin so fleißig wie bisher. Auf Wiedersehen“, antwortete der Imperator und blickte auf seinen Monitor, der auf seinem Schreibtisch stand.

Ich war froh, dass wir wieder gehen konnten. Ich hatte ein unangenehmes Gefühl bei diesem Mann.

„Warum hast du dich denn so erschrocken, als er sich zu uns umdrehte“, wollte Adam wissen.

„Der Mann sieht einem Herrscher zum Verwechseln ähnlich, der im zwanzigsten Jahrhundert lebte“, sagte er, ohne es weiter zu erklären.

Ich dachte noch lange über die Worte des Imperators nach. Er wollte die Welt verändern und sie beherrschen. Unter seiner Führung durfte es keine gescheiterten Menschen mehr geben. In seinem Imperium war nur Platz für die Elite. Ich ahnte damals, dass ihm auch die Amerikaner und die Asiaten im Weg standen. Er dachte nur an das Endergebnis seiner irrsinnigen Träume. Am Ende sollten nur noch die Menschen seines Imperiums leben, die die Zukunft der Welt weiter planen sollten. Die Natur hätte wieder Platz, um sich auszubreiten. Von der Sicht der Aliens aus, musste das ein gutes Bild abgeben. Es gäbe keine hungernden Menschen mehr. Wenn er die Erde auf diese Weise in eine neue Zukunft führen wollte, musste er auch etwas gegen unsere Freunde in den Provinzen unternehmen. Großvater hatte es uns ja erklärt, wie schamlos wenige mächtige Kapitalherrscher die Arbeiterschaft ausbeuteten. Der Imperator hatte es selbst zugegeben: Die Trennung der Elite und der Unerwünschten wurde brutal durchgesetzt. Ich musste mehr erfahren, denn mein Großvater wusste sicher nicht alles.

Obwohl es nicht gerne gesehen wurde, durfte ich in Eden Theologie studieren. Der Imperator erlaubte es persönlich. Er

wollte offenbar sein Volk mit mir ärgern. Man gab mir eine Wohnung in einem runden Zylinderbau, der einen Durchmesser von fünfhundert Metern hatte. Die persönlichen Wohnbereiche waren im Außenring und jede Wohnung hatte eine Dachterrasse. Der Innenbereich war mit einer Glaskuppel geschützt, unter der ein Park, eine Gaststätte und mehrere Sportanlagen untergebracht waren. Da ich keine goldene Kette, keine goldene Uhr und keinen Brillantring bei mir trug, war ich dort wohl sofort aufgefallen. Als einige meiner Nachbarn erfuhren, dass ich Priester war und hier fertig studieren wollte, beschlossen sie sich einen Spaß mit mir erlauben.

Ich lebte und studierte erst seit einer Woche in dem imperialen Reich, als sie mich in eine Bar mitnahmen. Wir waren eine kleine junge Gruppe: drei Männer und vier Frauen. Unser Weg führte in ein Vergnügungsviertel, das ich selbst so schnell nicht gefunden hätte. Diese vielen Wege und Parkanlagen, die unterschiedlichsten Bäume und Sträucher und die kunstvoll gestalteten Bauten verwirrten mich so sehr, dass ich die Orientierung verlor. Ich hatte noch nicht viel erfahren über die Lebensgewohnheiten dieser Gesellschaft. Was ich bis dahin wusste, war mir zuwider. Ich zog mich immer mehr

zurück. Doch meine neuen Bekannten beeinflussten mich so sehr, dass ich sie begleitete, als sie ausgingen. Wenn ich geahnt hätte, dass sie mich in eine Bar führen, wäre ich nicht mitgegangen. Da ich aber schon genug aufgefallen war, ging ich mit hinein.

Als ich die Bar betrat, verriet das rötliche Licht und die sanfte Musik, was das für ein Etablissement war. Ich sah mich um und erkannte acht nackte Mädchen. Sie trugen blaue Bänder am Hals, den Armen und Beinen. Ein Mädchen verschwand gerade mit einem Herrn in einem Nebenraum. Ich konnte in dem fahlen Licht nicht genau erkennen, wie die Dame aussah. Dennoch glaubte ich, Nina erkannt zu haben. Ich dachte, dass das unmöglich sein kann. Sofort verwarf ich diesen Gedanken wieder. Es ließ mir jedoch keine Ruhe. Ich fragte die einzige Dame die angezogen war, wer das Mädchen war. Sie war die Besitzerin der Bar. Sie war etwa Mitte zwanzig, war groß, schlank, hatte lange schwarze Haare und trug teuren Schmuck. Ihr Name war Yvonne.

„Das Mädchen, das gerade mit einem Herrn im Nebenraum verschwunden ist?“, wiederholte sie meine Frage. „Das ist 1723, ich habe sie seit drei Monaten.“

„Wie meinen Sie das? Ich würde gerne wissen wie sie heißt, und wo sie herkommt.“

Yvonne antwortete mürrisch: „Du bist nicht von hier, sonst würdest du nicht solche Fragen stellen. Ihr früherer Name war Nina. Ich habe sie gekauft. Sie gehört mir; wie all die anderen Mädchen, die du hier siehst.“

„Nina“, wiederholte ich entsetzt. „Was heißt hier gekauft?“, fragte ich wütend.

„Na, gekauft eben. Willst du den Kaufvertrag sehen?“, antwortete sie lachend. „Sie ist mein Eigentum. Ich habe für sie bezahlt. Verstehst du das jetzt? Sie gehört mir, wie diese Bar mit dem ganzen Inventar und den Schmuck den ich trage.“

Mit Schrecken wurde mir bewusst, dass die neue Gesellschaft die Sklaverei wieder eingeführt hatte und Nina offenbar als Sklavin verkauft wurde.

„Ich möchte sie sehen“, antwortete ich nervös. Ich glaubte nicht, was ich da hörte. Ich hoffte, dass ich mich versehen hatte und das es sich um eine andere Nina handelte.

„Dann musst du erst mal zwanzig Leistungspunkte an mich zahlen und warten, bis sie wieder frei wird. Sie ist gerade beschäftigt. Aber vielleicht möchtest du ja eine andere Sklavin haben.“

„Nein, ich möchte Nina sehen“, antwortete ich nervös.

„Du meinst 1723. Sie hat jetzt keinen Namen mehr. Sklaven dürfen keinen Namen haben.“

Nach einer Stunde kam sie wieder in den Barraum. Es war wirklich Nina. Ich sah sie entsetzt an. Auch sie war nackt und trug diese blauen Bänder. Sie erkannte mich zuerst nicht. Als Yvonne sie zu mir schickte, erschrak sie sichtlich. Sie kam zögernd und verlegen auf mich zu. Ohne mir in die Augen zu schauen, meinte sie:

„Sie wollen mit mir in eine Ecke? Bitte folgen sie mir mein Herr.“

Wir betraten den Nebenraum. Es war ein üppig bepflanzter Raum mit einer Glaskuppel. Auf den zahlreichen Spielwiesen lagen Paare, die eifrig mit ihrem Liebesakt beschäftigt waren. Die Ecken, die Nina erwähnte, waren nur spärlich mit Pflanzen umzäunt. Nina suchte uns eine Spielwiese, die weniger Nachbarn hatte. Sie setzte sich auf eine bequeme Liege und lehnte sich gegen eine gepolsterte niedrige Rückwand. Ich setzte mich mit etwas Abstand daneben.

„Du solltest dir erst etwas überziehen, bevor wir reden!“, sagte ich zu ihr.

„Ich darf keine Kleider mehr anziehen“, antwortete sie leise und zögernd. „Nur wenn meine Besitzerin mit mir das Haus verlässt, liegt am Nebeneingang ein alter Fetzen herum, den wir Sklavinnen dann überziehen.“

Ich sah sie an und sie tat mir leid. Seit drei Monaten diente sie schon in dieser Bar.

„Du musst dich damit abfinden“, sagte sie leise. „Ich bin jetzt eine Sklavin.“

Sie redete sehr zögernd. Immer wieder machte sie kleine Pausen.

„Du warst kaum weg, da haben sie uns gefangen. Gegen die schwarzen Soldaten hatten wir keine Chance. Die blauen Bänder sind mit Sendern versehen. Wir können sie nicht abnehmen. Man kann uns auf der ganzen Welt damit orten und foltern; egal wo wir sind.“

Ihr Blick wandte sich von mir ab. Sie konnte und durfte mir nicht lange in die Augen schauen.

„Ich muss wohl den Rest meines Lebens als Sklavin verbringen.“

„Ich kann und werde das nicht zulassen“, flüsterte ich.

„Vergiss es! Du kannst die Welt nicht retten und ich kann nicht flüchten. Ich bin jetzt nur noch eine Nummer. Sklaven haben nicht das Recht einen Namen zu tragen.“

Sie griff mit beiden Händen in ihre Haare und meinte: „Diese Haare, gehören mir nicht mehr. Wann sie geschnitten oder gekämmt werden, bestimme nicht ich.“

Dann zeigte sie auf ihre Brüste und meinte: „Dieser Körper gehört mir nicht mehr. Wer ihn benutzt und wie man ihn benutzt, bestimme nicht ich. Du hast mich gemietet. Dieser Körper gehört für eine Stunde dir. Ich habe keine Rechte mehr. Ich habe keinen Namen mehr. Und Ehre habe ich auch keine mehr. Warum soll ich einen Körper schützen, der mir nicht mehr gehört? Wenn du ihn benutzen willst, kannst du es ruhig machen. Ich bin 1723, und das werde ich nun immer sein.“

Sie zeigte vorsichtig in eine Ecke, in der sich eine Frau von einer Sklavin verwöhnen ließ.

„Das blonde Mädchen dort ist die Schwester des Anführers, den Sie in der alten Stadt München gefangen hatten. Sie mussten sie mit Gewalt bändigen, doch dann hat auch sie sich mit ihrem Schicksal abgefunden. Auch ich muss mich damit abfinden. Für mich bist du nun ein Herr und ich eine Sklavin. Du machst es mir leichter, wenn du mich auch so behandelst.

Nur eines möchte ich dir noch als Nina sagen: Versuch die Anderen zu finden! Hans wurde in ein Lager gebracht. Den Rest unserer Begleiter ist in der großen Arena. So, und nun vergiss Nina! Ich bin 1723 und Sie sind Herr Eder. Ich kenne Sie nicht mehr von früher. Ich werde nur noch fragen, ob Sie noch Wünsche haben. Ich werde ansonsten, nicht mehr ungefragt sprechen.“

„Haben Sie noch Wünsche mein Herr?“

Sie hatte recht. Sie war nun eine Sklavin. Sie gehörte der Nachtclubbesitzerin. Vielleicht musste sie wirklich ihr Leben als Sklavin verbringen. Dann war die alte Nina tot. Es gab nur noch 1723. Wenn ich nichts für sie tun konnte, quälte ich sie nur, in dem ich sie an ihr altes Leben erinnerte. Sie tat mir so leid. Aber ich konnte wirklich nichts für sie tun. Die Macht dieser Gesellschaft war zu groß. Sie haben Nina um ihre Ehre gebracht und wie ein Tier auf dem Markt verkauft.

„Ich möchte jetzt gehen. Wenn ich könnte, würde ich dich mitnehmen!“, sagte ich leise, ohne sie dabei anzusehen.

„Darf ich noch etwas sagen Herr?“, fragte sie, wobei sie mich eindringlich ansah.

„Ja, natürlich 1723, du darfst“, antwortete ich.

„Wenn Sie unser Zusammensein frühzeitig beenden, wird meine Herrin annehmen, dass ich Sie nicht gut bedient habe. Ich kann und darf sie auch nicht belügen. Bitte, nutzen Sie ihre Stunde! Dieser Körper gehört ihnen. Nehmen Sie ihn bitte an, Herr.“

Sie kam zu mir und lehnte sich an mich. Ich blieb bei ihr. Ich wollte auch irgendwie verhindern, dass sich die anderen aus meiner Gruppe ihrer bedienten. Obwohl der Gedanke albern war. Sie war für jeden und jede zu haben; wann immer sie wollten. Nach einer Weile kam die Frau zu uns, die sich von der Schwester des Anführers verwöhnen ließ und fragte:

„Entschuldige bitte, könnten wir vielleicht einmal tauschen?“ Sie hielt 1721 – so nannte man das Mädchen jetzt – bei der Hand. Wie selbstverständlich tauschten die Mädchen die Plätze. Nina ging, an der Hand der Frau, mit rüber zu ihrer Ecke. Ich sah entsetzt rüber zu ihr.

1721 setzte sich neben mich und wartete auf meine Befehle. Ihr Blick verriet, dass Sie mich erkannt hatte.

„Wo ist dein Bruder?“, flüsterte ich leise.

„Er ist in der Arena, zusammen mit ihren Freunden, mein Herr“, flüsterte sie.

„Wie ist dein Name?“, fragte ich sie.

„Ich bin 1721“, antwortete sie leise, kaum hörbar.

„Ich meine dein früherer Name.“

„Den habe ich vergessen“, hörte ich sie sagen.

„Sage ihn mir! Ich befehle es dir!“

„Früher hieß ich Natascha“, antwortete sie. „Bitte, darf ich nett zu ihnen sein! Sonst glaubt meine Herrin Sie wären nicht mit mir zufrieden gewesen.“

Ich fühlte die Macht der Verführung. Auch dieser Körper gehörte jetzt mir. Für eine Sekunde ertappte ich mich bei dem Gedanken, die Sklaverei zu mögen. Diese Welt war eine Falle. Sie zog mich in ihren Bann.

„Darf ich reden Herr?“, fragte sie vorsichtig.

„Natürlich, ich möchte mehr über dich erfahren“, antwortete ich; wobei ich immer wieder zu Nina rüber schauen musste.

„Sie sind doch der Junge vom Eder-Hof“, sagte sie.

„Ja, der bin ich.“

„Wir wollten euch eigentlich nichts tun; bis zuletzt, als wir euch überfallen hatten. Wir wollten euren Hof übernehmen. Es ging uns wirklich dreckig. Ich lernte schon mit vierzehn Jahren zu töten, um zu überleben.“

„Wo kommt ihr her. Wo bist du geboren“, wollte ich wissen. Mich interessierte die Welt der Banden. Sie umarmte mich und flüsterte mir leise ihre Geschichte ins Ohr.

„Wir lebten immer schon in diesem kleinen Dorf vor eurem Hof. Mein Großvater lebte schon da. Damals war die Welt noch halbwegs in Ordnung. Doch er berichtete immer von dem ständigen Verfall unserer Gesellschaft. Unser Dorf wurde immer ärmer und immer mehr Menschen starben oder wanderten aus. Als unser Vater geboren wurde, war das Dorf so leer wie eine Geisterstadt. Wir hatten schon lange keinen Strom und kein Wasser mehr im Haus. Unsere Nachbarn waren alle verschwunden. Um uns herum herrschte entsetzliche Stille und Leere. Es gab kein Geld, keine Arbeit, keine Geschäfte und keine funktionierende Gemeinschaft mehr. Die Häuser um uns herum verfielen und unser Haus war auch schon seit Jahren reparaturbedürftig. Unser Vater und unsere Mutter wurden bei einem Bandenüberfall erschossen. Da war ich noch ein Kind. Mein Bruder versuchte sich um mich zu kümmern. Doch wir wussten nicht, wie wir den nächsten Tag überleben sollten. Wir hatten nichts zu essen. Dann sammelte mein Bruder ein paar herumstreunende Leute um sich herum und gründete unsere Bande. Von nun an konnten wir uns besser gegen Angriffe

rivalisierender Gangs schützen. Wir zogen herum und klauten alles, was essbar war. Ein Bandenmitglied konnte sich gut mit Essbarem aus, das die Natur uns bot. So wie uns, ging es vielen Überlebenden. Sie waren allein und hilflos, dem Untergang geweiht. Das hat uns hart und entschlossen gemacht.“

Sie sah mich an und zögerte eine Weile. Dann meinte Sie weiter:

„Jetzt bin ich kein Mensch mehr. Ich bin nur noch eine Sache, die man jederzeit auf dem Markt verkaufen kann. Ich mache mir große Sorgen um meinen Bruder Nick.“

Als die Stunde vorbei war, verließ ich mit 1721 die Nebenanlage. Nina saß wartend an der Theke. Der nächste Gast kam sicher schon bald. Yvonne wollte mir noch einmal klar machen, dass sie, nun Ninas Besitzerin war. Sie schenkte ihr ein starkes alkoholisches Getränk ein und befahl ihr zu trinken. Nina gehorchte, verzog aber angewidert das Gesicht. Yvonne wiederholte diese Prozedur drei Mal. Ich drehte mich resigniert um und ging. Es hat mir sehr weh getan, als ich die beiden Mädchen verlassen musste. Meine Begleiter saßen lachend und trinkend an einem Tisch. Sie wollten noch nicht gehen. Ich dachte daran, dass sich jetzt vielleicht jemand von

ihnen mit Nina vergnügen wird. Da wollte ich wirklich nicht zusehen. Aber, ich wollte noch nicht aufgeben. Jetzt konnte nur noch der Imperator helfen. Vater hatte er erlaubt, jederzeit zu ihm zu kommen. Vielleicht würde er auch mich empfangen. Ich wollte keine Zeit verlieren. Ich hatte schnell verstanden, wie man die Transportfahrzeuge nutzte, die überall herumstanden. Der seltsame Roboter am Steuer, verstand auch gleich wo ich hin wollte. Ich musste mich bei mehreren verachtungsvoll dreinblickenden Wachen durchfragen. Sie kannten mich. Niemand wagte es, mich ungefragt wegzuschicken. Sie übergaben das Problem immer dem jeweils höheren Vorgesetzten. So kam ich dann doch noch bis zum Imperator; der jedoch nur wenig Zeit für mich hatte. Ich musste eine Woche warten, bis er mich erneut empfangen wollte.

Es war schon spät in der Nacht, als ich noch im Park spazieren ging. Ich setzte mich auf eine Bank nieder und überlegte, wie es nun weiter gehen sollte. Meine Freunde in den Provinzen waren in großer Gefahr. Es war wie im alten Rom. Es gab Sklaven und Gladiatoren. Wenn ich ein hartes Herz hätte, könnte ich mich in dieser Welt amüsieren. Ich musste aufpassen, dass mich dieses Leben nicht in seinen Bann

zog. Wenn ich mich hier ruhig verhalten würde, könnte ich bis an mein Lebensende, ein wunderbares Dasein führen. Ich ertappte mich dabei, wie ich diesen Gedanken weiter führte. Die Welt da draußen war so weit weg und irgendwie unreal. Wenn ich nicht aus dieser Welt da draußen käme, hätte ich wohl gar keinen Bezug dazu.

Als ich darüber nachdachte, wie mich die Zeit vielleicht verändern würde, kam ein Jogger auf mich zu gelaufen. Er setzte sich erschöpft neben mich auf die Bank und sah mich lächeln an.

„Na, was halten Sie denn von dieser Welt?“, fragte er.

„Sie ist verführerisch und brutal“, antwortete ich. Dann bereute ich doch diese Worte. Ich hatte zu schnell und unüberlegt geantwortet. Ich wusste ja nicht, wen ich da vor mir hatte.

„Ja, das stimmt“, antwortete er seufzend. „Sie ist vor allem gefährlich. Sie ist so gefährlich wie ihr Imperator.“

Nun war ich sprachlos. Dieser Mann wagte sehr viel. Wer war er?

„Sie reden sehr offen“, antwortete ich. „Wie ist ihr Name?“

„Ich bin Charly. Ich rede so offen, weil ich weiß wer Sie sind und wo Sie herkommen.“

„Ich bin John. Sie reden wahrscheinlich auch so offen, weil wir hier an einem der wenigen Orte sind, die nicht so sehr überwacht werden.“

Er lachte und meinte weiter: „Ja John, Sie haben Recht. Ich möchte weiter offen mit ihnen reden. Wenn Sie etwas verraten, wird man Sie töten. Ich habe Freunde hier, die mich sofort rächen werden. Also, ich bin ein Agent der Amis. Ich möchte gerne wissen, was der Imperator euch gesagt hat, als ihr bei ihm ward.“

„Ich glaube ihn so verstanden zu haben, dass er gerne der Herr der Welt wäre.“

„Der Eindruck haben wir schon lange John. Sagte er etwas Konkretes über seine Pläne?“

„Er sagte nur, dass er vor seiner Tür fegen wollte. Er meinte die Menschen, die außerhalb in den verfallenen Städten und Dörfern dahinvegetieren.“

„Und die bewohnten neue Städte. Die kleinen neuen Gesellschaften, die sich zu organisieren versuchen. Was ist mit denen, John?“

„Er verharmloste die Angelegenheit. Ich habe aber erfahren müssen, dass diese Völker versklavt und als

Gladiatorenkämpfer in die Arena geschickt werden. Ist das bei euch auch so Charly?“

„Bei uns ist das etwas anders. Es wird jeder nach seinen Leistungsfähigkeiten beschäftigt. Aber unsere Gesellschaft ist noch etwas freizügiger als diese hier“, meinte er grinsend.

„Noch freizügiger?“, fragte ich erschrocken.

Er lachte: „Ja, dafür haben wir aber keine Sklaven. Aber lassen wir das! Was hast du vor?“

Er wirkte plötzlich sehr vertraut, so als ob wir dicke Freunde wären.

„Ich weiß es nicht. Wenn ich könnte, würde ich meine Freunde da draußen schützen. Ich weiß nur nicht wie.“

„Das kannst du. Warte auf meine Anweisungen! Du wirst von mir hören.“

„Ich würde gerne wissen, ob es bei euch auch solche Provinzen gibt wie hier in Europa.“

„Nein John, die gibt es nicht bei uns, und auch nicht bei den Asiaten. Bei uns gibt es nur noch total verwilderte Völker und Banden. Ich wundere mich manchmal, dass sie überhaupt noch imstande sind, ein Feuer zu entfachen. Die Asiaten haben das kleinste Imperium. Sie haben viele herumstreunende Menschen getötet. Die Anderen lassen sie für sich arbeiten. Die wenige

Menschen der kleinen Oberschicht, leben wie die Götter im Olymp.“

Dann sprang er auf und lief weiter. Ein Spion also war er. Die drei Imperien spionierten sich gegenseitig aus. Das gab mir wieder Hoffnung. Wenn man aber ein Monster mit einem anderen Monster bekämpft, bleibt oft am Ende immer noch ein Monster übrig. Aber vielleicht hielt das Schicksal für uns noch einige gute Karten bereit.

Ich musste in dieser Woche immer wieder an Nina denken. Um nicht mehr in dieses Etablissement gehen zu müssen, bestellte ich sie jeden Tag für eine Stunde zu mir. Zwei Mal kam allerdings Natascha als Vertretung zu mir. Nina wäre beschäftigt, ließ Yvonne mir ausrichten. So konnte ich auch für Natascha etwas Gutes tun. Aber was war eine Stunde Ruhe, gegen das Martyrium, das sie sonst durchstanden. Ich wollte ihnen etwas Ruhe gönnen. Nina war der Besuch bei mir aber jedes Mal unangenehm. Die Mädchen redeten nicht sehr viel. Sie taten mir immer mehr Leid. Ich hoffte, dass der Imperator mir helfen würde. Sonst blieb mir nur noch eines übrig: Sie zu kaufen. Ich wusste nicht, wie ich sonst hätte helfen können.

Endlich war der Tag gekommen, an dem mich der Imperator empfangen wollte. Ich musste mich wieder an vielen Wachen vorbei kämpfen. Ich wurde jedes Mal erneut kontrolliert. Aber mein Weg zum Imperator war trotz dieser Schikane, frei.

„Was gibt es denn, mein junger Freund?“ fragte der Imperator mit väterlich klingender Stimme. Ich fühlte mich noch elender, als beim ersten Besuch. Doch ich musste es versuchen. Es ging um Nina.

„Es geht um meine Verlobte“, mein Imperator. „Sie ist eine brillante Chemikerin. Sie wurde gefangen und an die Betreiberin eines Vergnügungsviertels als Sklavin verkauft.“

„Eine Chemikerin also“, sagte der Imperator nachdenklich. Dann schrie er nach seinem Sekretär. Goldhain kam eingeschüchtert ins Büro.

„Hatte ich nicht befohlen, dass wissenschaftlich begabte Menschen der Außenwelt für uns nützlich sein können?“, schrie er so laut und zornig, dass mir Angst und bange wurde.

„Ja, natürlich mein Imperator“, antwortete Goldhain eingeschüchtert.

„Und wieso ist dann seine Verlobte als Sklavin verkauft worden? Sie ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine gute Chemikerin.“

„Gut, dann werden wir künftig alle Gefangenen genauer prüfen. Ich hatte offenbar den Befehl nicht richtig verstanden. Bitte verzeihen Sie mir! Ich werde mich sofort um die Angelegenheit kümmern.“

Goldhain verschwand wieder und ich war sicher, dass Nina nun befreit wird. Aber was war mit meinen Freunden? Konnte ich auch für sie etwas tun?

„Ich bin nicht sicher ob ich fragen darf, mein Imperator. Aber zuerst möchte ich mich für ihre Güte bedanken. Es sind noch ein paar Freunde von mir gefangen worden. Ist da auch etwas zu machen?“, fragte ich vorsichtig.

Der Imperator kam seltsam lächelnd auf mich zu, legte seine linke Hand auf meine Wange und tätschelte mich sanft wie ein kleines Kind. Dann meinte er:

„Goldhain wird alle Gefangenen überprüfen lassen. Deine Verlobte wird frei gelassen und erhält ihren Namen wieder zurück. Du solltest aber meine Güte nicht ausnutzen, mein lieber junger Freund!“

Ich bedankte mich noch mehrere Male und wollte schnellstens aus der Höhle des Löwen verschwinden. Doch der Imperator ließ mich noch nicht gehen. Er öffnete einen kleinen

Wandschrank und nahm eine Flasche Wein und zwei Gläser hervor.

„Trink einen Wein mit mir, mein junger Freund!“, befahl er.

Ich setzte mich und prostete ihm willig zu. Dann drückte er einen Knopf auf seinem Schreibtisch, worauf eine drei Meter hohe und zehn Meter breite Monitorwand aus dem Boden gefahren wurde. Es erschien eine digitale Bibliothek. Mit einer Fernbedienung führte er mich durch diesen virtuellen Raum.

„Das, mein lieber junger Freund, ist die schandvolle Geschichte der Menschheit. Hier findest du Elend, Irrsinn, Schmutz, Perversion und Widerwärtigkeit.“

Der Imperator führte mich durch die virtuellen Gänge der digitalen Bibliothek. Immer wieder schimpfte er über die Menschen der Vergangenheit, wobei er wild gestikuliert.

„Es gab nur wenige Führer mit brauchbaren Visionen. Man war ihnen zwar ergeben; doch sie waren zu früh geboren. Ihr Umfeld hat sie nicht verstanden. Vielleicht bin sogar ich zu früh geboren worden. Diese Luxusliebenden Bürger Edens verstehen es auch nicht. Auch die Amis und die Asiaten verstehen es nicht. Die Amis haben letztes Jahr eintausend Bürger in die Wildnis ausgewiesen. Sie brauchten die Ausgewiesenen einfach nicht mehr. Die Asiaten lassen ihre

Bürger, unter ständiger Aufsicht ihrer Soldaten, arbeiten bis zum Umfallen. Ich möchte eine neue Gesellschaft aufbauen. Es ist eine Gesellschaft, in der die Elite eine neue Zukunft aufbauen wird.“

Er drehte sich zu mir um und sah mich mit einem eindringlich väterlichen Blick an. Dann meinte er weiter: Mein lieber junger Freund, in dieser Welt ist dann kein Platz für Versager. In einer neuen Gesellschaft soll der Intellekt siegen.“

Darf ich offen reden, mein Imperator“, fragte ich vorsichtig. Ich wollte und durfte bei diesem Mann nichts falsch machen.

„Natürlich, rede nur frei heraus. Du scheinst der einzige Mensch zu sein, der mit mir vernünftig reden kann. Die Anderen kriechen mir nur zu Kreuze. Sie machen alles, ohne zu überlegen und zu widersprechen. Einerseits ist mir das recht, andererseits fühle ich mich alleine und unverstanden.“

Ich wunderte mich sehr über diese Klage. Aber seine Macht war so groß, dass alle vor ihm Angst hatten. Sie Bewunderten ihn auch so sehr, dass sie alle Anweisungen befolgten, ohne auch nur den geringsten Zweifel zu hegen. Ich war damit nicht aufgewachsen. Vielleicht mangelte es mir deshalb an Respekt. Gerade das schien ihm zu imponieren.

„Es gibt nirgends auf der Welt solche Provinzen wie hier in Europa. Das habe ich jedenfalls in den Computerdateien erfahren“, log ich. Ich konnte ja nicht sagen, dass ich das von Charly wusste.

„Das sind, meines Erachtens nach, keine Versager. Diese Leute haben schwer gearbeitet, um ebenfalls an einer neuen Zukunft zu bauen. Sollte man sie nicht schützen? Nun sind aber einige hier in Gefangenschaft.“

„Ja, ich weiß“, antwortete er. Er wollte scheinbar über dieses Problem nicht nachdenken.

„Sie waren außerhalb ihrer Stadt aufgegriffen worden. Die Soldaten hielten deine Freunde für eine herumstreunende Bande.“

Für ihn waren diese Menschen alle nur Abschaum. Er begriff nicht, dass alle Menschen gleich sind. Er kannte nicht gut und böse: Er kannte nur Elite und Verlierer.

Er überlegte eine Weile. Dann sagte er: „Komm mit! Ich will dir etwas zeigen.“

Eigentlich wollte ich schnell zu Nina. Aber ich hatte keine Wahl. Er eilte schnellen Schrittes in einen Hangar, in dem sein Fluggleiter stand. Ein Chauffeur und zwei Soldaten warteten dort auf ihren Einsatz. Wir stiegen ein und flogen los. Ich war

damals sicher, dass ich einer der wenigen Auserwählten war, dem diese Ehre zuteil kam.

Wir landeten in der Arena auf seinen Privatlandeplatz, direkt hinter der Imperator-Loge. Als wir diese betraten, jubelte die Menge euphorisch. Eine junge schwarzhaarige rassige Frau wartete dort bereits auf ihn. Sie umarmte den Imperator und küsste ihn kurz aber innig. Es war seine Freundin Ramona. Damit hatte ich nun wirklich nicht gerechnet. Er hob die linke Faust in den Himmel, so wie es die Menge auch tat. Ich hielt es für besser, ebenfalls meine Faust zu erheben. Der Imperator forderte mich auf, links neben ihm Platz zu nehmen. Ich wurde Ramona als Freund vorgestellt. Was geschah hier mit mir? Das fragte ich mich. Konnte ich als sein Freund mehr erreichen, als sein Feind?

Zum Auftakt sang eine Sängerin eine Arie, die ich noch nie gehört hatte; die ich aber nie vergessen werde. Das Lied berichtete von der Schönheit und Vollkommenheit des Universums. Gottes Schöpfung wurde gepriesen und der Imperator wurde als der Vollender seines Werkes benannt. Es war sein Lieblingslied.

Als das Lied beendet war, erhob sich der Imperator und hielt vor dem Volk, die erwartete Rede:

„Volk von Eden“, rief er laut; als ob das Mikrofon seine Stimme nicht laut genug wiedergeben würde. „Es gab immer schon Menschen die Visionen hatten. Die habe ich auch. Meine Visionen zeigen mir eine Welt voller Sieger. Es ist eine Welt, in der die Elite lebt: Es ist eure Welt.“

Den letzten Satz schrie er besonders laut ins Mikrofon. „Ich sehe keine Verlierer. Ich sehe eine freie Erde, die nur für euch da ist. Ihr habt die schlimmsten Krisen überstanden, weil ihr mehr leisten könnt als der Mob, der sich immer auf seiner faulen lässigen Haut ausgeruht hat. Die Unterschicht hatte ihre Aufstiegschancen nicht genutzt und die Beziehung zur Zukunft verloren. Diese sozial behinderten Individuen bildeten Vereinigungen, die sich gegen die Tüchtigen richteten. Andere Menschen dieser Unterschicht, konnten sich nicht aus ihren Fernsehsesseln herausreißen und aus dem dumpfen Rhythmus der Resignation befreien. Sie haben ihren Untergang selbst herbeigeführt. Die Edlen haben die Zeichen der Zeit erkannt und sich eine sichere Zukunft erkämpft. Deshalb haben wir kein schlechtes Gewissen; und wir werden nie eines haben.“

Das Volk Edens applaudierte und rief lobend den Namen des Imperators. Er erhob seine Hände und sie schwiegen wieder.

„Diese Welt gehört nur den Siegern; den Besten der Besten. Diese Welt gehört euch.“

Er machte eine kleine schöpferische Pause. Es hatte den Eindruck, als wenn der nächste Satz etwas Besonderes wäre. Er redete etwas leiser weiter.

„Es wird der Tag kommen, da gehört euch diese ganze Welt.“

Dann wurde er wieder lauter. Er änderte seinen Tonfall ständig.

„Seit Jahren befreien wir die Außenwelt von Individuen, die vergessen haben, dass sie einmal Menschen waren. Wenn dieses Werk vollendet ist, lassen wir die Vergangenheit der Versager ein für alle Mal hinter uns.“

Dann schrie er wieder so laut er konnte: „Die Zukunft gehört nur uns allein.“

Das Volk applaudierte wieder. Das Volk applaudierte immer, wenn der Imperator es wollte.

„Wir werden eine Zukunft aufbauen, in der Ihr wie Könige leben werdet. Das Leben war immer schon ein Kampf; wie in dieser Arena. Die Starken haben glorreich gesiegt und die Schwachen scheiterten kläglich. Könnt ihr euch eine Welt vorstellen, in der wir die Schwachen durchfüttern?“

Das Volk rief laut, wie aus einer Kehle: „Nein.“

„Wollt ihr euch das holen, was euch zusteht; so wie ihr es immer getan habt?“

Das Volk rief wieder gemeinsam: „Ja.“

„Die Zeit ist nah, in der uns allein diese Erde gehören wird. Und nur wir werden darauf leben und die Zukunft planen. Die Elite der anderen Imperien wird sich uns anschließen. Uns gehört die Welt.“

Das Volk jubelte wieder.

„Wir sind für die Fehler der Vergangenheit nicht verantwortlich. Wir sind nur für die Zukunft verantwortlich. Wir haben in der Zukunft nur Platz für Menschen, die etwas leisten können; so wie ihr. Auch in Zukunft wird der Schwache scheitern. Daher frage ich euch: Wird es in der Zukunft schwache Menschen geben?“

Und wieder schrie das Volk laut: „Nein.“

„So lasst uns heute, mit der Zukunft beginnen!“

Dann eröffnete der Imperator die Spiele.

Trommel und Fanfaren erklangen im schnellen Rhythmus. Die Helden wurden, singend von einem Chor, aufgefordert in die Arena zu kommen und ehrenvoll um ihr Leben zu kämpfen.

Als die Helden feierlich die Arena betraten um ehrenvoll zu sterben, grölte die intellektuelle Elite.

Unter den Kämpfern waren Nick mit seinen Leuten und meine Freunde aus Neumünchen. Jahn bemerkte als Erster, dass ich neben dem Imperator stand. An seinem zweifelnden Blick erkannte ich, dass er mich für einen Verräter hielt. Der Imperator erhob seine Hände und forderte die Menge zur Ruhe auf. Dann sprach er in sein Mikrofon:

„Dort unten sind zwanzig Kämpfer, die aus der Provinz Neumünchen stammen. Sie sind aus Versehen in unsere Gefangenschaft geraten. Wollt ihr sie frei lassen oder sollen sie kämpfen?“

Die Menge war mit dieser Frage überfordert. Sonst hatte der Imperator seine Fragen immer so gestellt, dass das Volk sofort wusste, was es zu antworten hatte. Doch nun schwiegen sie. Vielleicht hätten sie sich zum Kämpfen entschieden, wenn ich nicht so dicht neben dem Imperator gestanden hätte. Aber das Volk erkannte mich. Sie wussten, dass dort unten meine Freunde waren. Der Imperator trat einen Schritt zur Seite und sah mich an. Ich sollte offenbar an das Mikrofon kommen. Er hatte mich in seinen Klauen. Ich musste in das Mikrofon sprechen. Das machte mich, in den Augen meiner Freunde, zu

seinem Verbündeten. Ich konnte nicht mehr zurück. Aber um ihr Leben zu retten, musste ich ihre Freilassung anordnen. Ich trat ans Mikrofon und sprach:

„Lasst sie frei und bringt sie in ihre Stadt zurück!“

Ich hasste mich für dieses Verhalten. Aber ich war da hineingeraten, ohne dass ich es wollte.

Die Menge sah mich schweigend an. Alles war ruhig. Man hörte keine Fanfare mehr und auch keine Trommeln. Dann trat wieder der Imperator ans Mikrofon und sagte:

„Habt ihr nicht gehört, was mein Berater angeordnet hat? Seine Befehle sind zu befolgen.“

Der Imperator gab mir Macht. Was er damit bezweckte, konnte ich nur erahnen. Doch mir war klar, dass ich, wie so viele andere seiner Untergebenen, nur ein Spielball war. Er war der alleinige Herrscher: der große Diktator.

Sie ließen meine Freunde wirklich frei. Auch der alte Hans wurde freigelassen. Nick und seine Leute wurden anschließend in einen üblen Kampf mit anderen Gefangenen verwickelt. Sie kämpften mit langen Stöcken, die beim harten Auftreffen auf einen Gegner, einen üblen Elektroschock verursachten. Am Ende dieses Gemetzels blieb nur noch Nick mit fünf seiner Leute übrig.

„Die Sieger dürfen als freie Bürger zum Planet Majdan aussiedeln“, befahl der Imperator.

Anschließend wurde von zwei Mannschaften ein Geschicklichkeitsspiel in der Arena ausgeführt. Es waren allerdings alles Bürger Edens. Ein äußerst elastischer leichter Ball, der einen Durchmesser von fast zwei Metern hatte, musste jeweils an den Startplatz der gegnerischen Mannschaft befördert werden. Wenn nicht kurz zuvor dort unten Menschen gestorben wären, hätte ich mitlachen können. Aber mir war nicht nach Lachen zumute.

Als das Spektakel beendet war, sah mich der Imperator väterlich an und meinte:

„Und nun geh! Schau nach deiner Verlobten. Sie wird sicher schon bei an deiner Wohnung warten. Von nun an wirst du mich öfter besuchen!“

Er blickte nachdenklich zu Boden und meinte weiter: „Ich muss mich öfter mal mit einem Menschen unterhalten, der nicht gleich vor lauter Ehrfurcht vor mir, im Boden versinkt.“

Bevor ich ging, warnte er mich noch vor Spionen, die er in Eden vermutete. Seine Leute wären bereits hinter ihnen her. Ich habe mir später immer wieder Vorwürfe gemacht, dass ich

mich feige, aus der Sache herausgehalten habe. Als ich endlich an meiner Wohnung ankam, saß Nina wirklich vor der Tür und wartete auf mich. Sie hatte die gleichen seidenen Kleider an, wie sie die Bürger Edens trugen. Neben ihr stand ein Koffer. Man hatte sie gut ausgerüstet.

Nina schaute nachdenklich und irgendwie traurig zu Boden. Als sie mich bemerkte, sah ich in ihre verzweifelten Augen.

„Komm erst einmal mit rein!“ sagte ich zu ihr. Ich wusste nicht, wie ich in diesem Moment mit ihrer geplagten Seele umgehen sollte.

„Wie geht es dir?“, fragte ich, nachdem wir in der Wohnung waren. Sie setzte sich in einen Sessel und lehnte sich müde zurück.

„Ich fühle mich schmutzig und ehrlos“, antwortete sie traurig. „Als ich da draußen auf dich wartete, kamen einige Leute vorbei, die in dem Klub auf mir herumgerutscht waren und denen ich eine willige Dienerin sein musste. Sie glaubten erst, ich sei weggelaufen. Einer wollte sogar die Sicherheit rufen. Sie konnten kaum glauben, dass ich jetzt frei bin. Noch nie wurde eine Sklavin wieder freigelassen. Du musst sehr mächtig sein, in diesem Imperium. Eigentlich sollte ich mich freuen. Aber es ist zu viel passiert. Als ich mich vorhin von

1721 verabschiedete, hat sie geweint. Ich war schon frei, hatte diese guten Sachen an und war frisch gewaschen. Sie war eine mehrfach benutzte Sklavin, die mir nicht mehr fest und lange in die Augen sehen durfte. Wir waren wie Schwestern. Leid und die Not hatten uns zusammengeschweißt. Auch die anderen Sklavinnen waren mehr als traurig, als ich ging. Ich werde nie wieder die Frau sein, die ich früher war. Ich kann eigentlich nicht hier bleiben. Ich möchte gerne zurück, in unsere kleine Stadt. Aber ich kann die Sklavinnen hier nicht alleine lassen.“

Dann sah sie mich an und meinte: „Du hast mich frei bekommen. Vielleicht kannst du auch 1721 frei lassen.“

„Das geht nicht, Nina. Ich konnte dich nur frei bekommen, weil ich sagte, du wärst meine Verlobte. Wir können sie nur kaufen. Mehr kann ich nicht tun.“

Nina drehte sich enttäuscht um. „Du versuchst es ja nicht einmal“, beklagte sie sich.

„Dieser Mann ist sehr gefährlich, Nina. Ich kann ihn in der nächsten Zeit um nichts mehr bitten.“

Nina hatte wenig Verständnis für meine ablehnende Haltung. Sie glaubte, wie alle anderen die mich hier kannten, dass ich

ein Freund des Imperators war, der ihn um alles bitten konnte. Dass der Herrscher mich nur ausnutzte, glaubte niemand.

Nina erzählte mir noch ihre traurige Geschichte, wie sie aufgegriffen und zur Sklaverei gezwungen wurde. Mit Entsetzen hörte ich ihren Schilderungen zu:

„Als die Soldaten kamen, wollten wir uns zuerst wehren. Doch sie waren uns zahlenmäßig weit überlegen, und sie hatten die besseren Waffen. Sie warfen uns sehr unsanft in ihren Transporter und flogen davon. Wir wurden aus dem kleinen Dorf, direkt in das imperiale Reich geflogen. Der Fluggleiter landete und die Männer wurden herausgezerrt und in einen Käfig gesperrt.“

Nina überlegte kurz. Ich hatte allerdings den Eindruck, dass sie sich tief in einem Tagtraum befand. Nach kurzer Zeit redete sie weiter:

„Hans und ich wurden zu einem Lager südlich der großen Stadt gebracht. Das Lager war unüberschaubar groß. Ich konnte nur einen kurzen Blick darauf werfen. Doch das genügte, um Tausende Gefangene zu erkennen. Sie standen alle nur trostlos herum, als wenn sie auf etwas warten würden. Das Lager war mit Stacheldraht umzäunt, der mit Sensoren

versehen war. Wer sich dem Zaun näherte, wurde von Soldaten aufgehalten die alle fünfzig Meter postiert waren. Ich sah Wohnbaracken und Wachtürme. Bevor man die Tür zum Fluggleiter wieder schloss, konnte ich in der Ferne etwas sehen, das wie ein Raumschiff aussah. Es war etwa einhundert Meter lang und hatte die Form eines Wassertropfens. Es erstrahlte in verschieden hellen und dunklen Blautönen.“

Und wieder machte sie eine Pause. Das Erlebte zu erzählen fiel ihr sehr schwer:

„Dann war ich alleine. Als wir wieder landeten, musste ich zuerst meine Kleider ausziehen. Zwei Soldaten führten mich in einen Raum, der wie eine moderne Computerwerkstadt aussah. Ich kannte keines dieser seltsamen Geräte. Dort bekam ich meine Bänder an die Arme, den Beinen und den Hals. Eine Frau, die dort arbeitete, demonstrierte mir lächelnd, was man nun mit mir machen konnte. Erst zog sich mein Halsband zusammen, dass ich fast die Besinnung verlor. Dann wurden durch die anderen Bänder Elektroschocks gesendet. Ich wälzte mich vor Schmerzen am Boden. Dann kam eine andere sehr junge Frau, die mir erklärte, was ich nun war. Sie meinte, dass ich nun keinen Namen mehr hätte. Sie gab mir meine Bezeichnung und erklärte weiter, dass mein Körper nun nicht

mehr mir gehöre. Die blauen Bänder müsste ich von nun an, bis an mein Lebensende, tragen. Sie erklärte mir, dass ich von nun an keinen eigenen Willen mehr haben darf. Ich überprüfte die Bänder an meinen Handgelenken. Es gab keinen Verschluss. Ich konnte sie wirklich nicht abnehmen. Mir wurde schmerzhaft klar, dass ich nun nichts mehr besaß; nicht einmal meinen Körper. Ich würde nie mehr meine Heimat sehen. Von hier gab es kein Entrinnen. Sie gaben mir einen alten Lumpen, der nur entfernt an ein Kleid erinnerte. Sie behandelte mich wie Dreck und ich fühlte mich auch so. Ich wurde zum Markt gebracht, wo sie mich auf einem Podest präsentierten. Ich war mit einem alten Lumpen bekleiden und als Sklavin gezeichnet. Mit Schrecken dachte ich daran, dass mich nun jeder kaufen und benutzen konnte, wie er wollte. Um mich herum standen zahlreiche Ehrenwerte und gut gekleideten Bürger Edens. Ich durfte niemanden direkt ansehen. Die Kaufinteressenten fassten mich unsittlich an. Sie betasteten meine Brust, sahen nach meinen Zähnen und betatschten mich sonst noch überall. Ich durfte nicht abweisend wirken. Meine erste unangenehme Verhaltensweise wurde vor der Menge mit Schlägen bestraft. Ich hatte fürchterliche Angst. Es waren so viele Hände an meinem Körper und ich musste alles willenlos über mich

ergehen lassen. Dann sagte jemand, dass er die Ware ohne die Verpackung sehen möchte. Der Verkäufer riss mir den Lumpen vom Leib und präsentierte mich nackt. Dann begann die Versteigerung. Am Ende bot eine Frau eintausend Leistungspunkte für mich. Sie ging zum Verkäufer und bezahlte mit ihrem Computer. Es war ein beängstigendes Gefühl. Da stand jemand, der mich gerade gekauft hatte. Die Frau überprüfte die Sklavensoftware, gab mir den Lumpen wieder zurück und befahl mir dann ihr zu folgen. In den Geschichtsbüchern des alten Klosters hatte ich schon von Sklaven gelesen. Dass ich nun selbst als Sklavin endete, hätte ich mir in meinen schlimmsten Albträumen nicht vorstellen können. Aber es war so. Ich lief brav hinter ihr her und wagte nicht irgendjemanden anzusehen. Ich war nun ein Mensch der niedersten Klasse. Sie brachte mich in den Nachtclub, wo mir eindrucksvoll an Natascha demonstriert wurde was geschah, wenn man nicht gehorchte. Der Lumpen wurde mir wieder abgenommen. Meine Herrin fragte, ob sie mich erst lange quälen muss, oder ob ich verstand worum es hier ging. Ich verstand, worum es dort ging und wurde zur Hure. Ich erinnerte mich daran, dass du nun auch ein Bürger Edens warst. Du warst ein Herr und ich eine Sklavin. Ich hoffte irgendwie,

dass wir uns nie wieder begegnen würden, und du mich nie so sehen wirst. Als ich dich dann doch sah, war mir wieder klar, dass ich eine schändliche Person war, und du warst ein ehrenvoller Herr. Am unangenehmsten war mir, als du mich jeden Tag zu dir in die Wohnung bestellt hast, um mir etwas Ruhe zu gönnen. Ich war schmutzig und gebraucht. Doch ich war zu müde und hoffnungslos, um darüber einen Gedanken zu verschwenden. Der Weg in die Huren-Sklaverei war schwer, aber der Weg wieder heraus ist noch schwerer. Ich weiß nicht, ob du das verstehst. Ich hatte mit meinem Leben abgeschlossen. Wenn ich gekonnt hätte, hätte ich meinem Leben ein Ende gemacht. Aber wir waren zu gut bewacht. Und nun soll ich einfach so wieder auferstehen und so tun, als ob nichts geschehen wäre. Ich möchte nicht undankbar sein. Ich bin froh, dass ich nicht mehr benutzt werde. Aber ich brauche etwas Zeit, um damit fertig zu werden. Ich fürchte nur, dass es für mich leichter ist, wenn ich eine Hure bleibe.“

5. Die falsche Seite

Nina stand in den nächsten Tagen oft vor dem Spiegel und weinte. Sie hatte schwer mit sich zu kämpfen. Als Sklavin war sie ein Mensch ohne Ehre. Sie hatte sich mit ihrem Schicksal abgefunden. Nun betrachtete sie ihren geschundenen Körper und wusste nicht, wie sie jemals wieder Ehre erlangen sollte. Ich hatte ihr versprochen Natascha zu kaufen. Ich suchte wieder die Bar auf, um mit Yvonne zu verhandeln. Sie war überaus freundlich zu mir. Yvonne entschuldigte sich für ihr Verhalten.

„Ich wollte dir nur klar machen, wie unsere Gesellschaft funktioniert“, meinte sie.

Seit ich beim Imperator war, hatten die Bürger Edens mächtig Respekt vor mir. Auf meinem Konto waren plötzlich einhunderttausend Leistungspunkte. Ich fragte, ob ich 1721 kaufen könnte. Yvonne meinte, dass sie ein Mädchen entbehren kann. Sie meinte weiter, dass ohnehin immer wieder neue Sklavinnen hier ankommen, die sie kaufen konnte. Ich bezahlte 850 Leistungspunkte für sie. Die Sklavensoftware wurde auf meinen Computer überspielt, sowie der Kaufvertrag. Der Kauf wurde in der zentralen Sklavenmeldestelle registriert.

Nun konnte ich Natascha mitnehmen. Sie kam gerade von einem Kunden. Yvonne gab mir einen Lumpen, den sie Kleid nannte. Nachdem 1721 das Kleid übergezogen hatte, verschwanden wir aus der Bar. Sie trottete brav hinter mir her, ohne ein Wort zu sagen. Sie gehörte nun mir. Nina kümmerte sich wie eine Schwester um sie. Doch sie war und blieb in dieser Gesellschaft eine Sklavin.

Ich erkundete in den nächsten Tagen die Gesellschaft Edens etwas genauer. Als ich auf den Marktplatz kam, wurde ich Zeuge eines Sklavenkampfes. Erst wurden Wetten abgeschlossen. Dann mussten die Kämpfer gegeneinander antreten. Es war ein harter blutiger Kampf. Sie schlugen mit blanken Fäusten aufeinander ein. Es gab keine Regeln. Erst als einer der Kämpfer halb tot am Boden lag, wurde der Kampf beendet. Der Besitzer des Verlierers schimpfte und wollte ihn sofort verkaufen. Diese Gesellschaft erinnerte mich immer mehr an das alte Rom, mit all seinen Schrecken. Ich fragte mich, was sie wohl mit Charly machen würden, wenn sie wüssten, dass er ein Spion ist?

Dass es auch öffentliche Hinrichtungen gab, musste ich an diesem Tag auch noch erleben. In einer kleineren Arena, die

nicht weit weg meiner Wohnung stand, drängten sich die Leute in die Eingänge hinein. Als man mich erkannte, führte man mich in die Ehrenloge. Ich setzte mich auf den mittleren Platz. Außer mir, war kein anderer Ehrengast da. Auch hier wurde der Festakt mit Pauken und Trompeten gefeiert. Die Delinquenten wurden mit rhythmischen Paukenschlägen in die Arena geführt. Als ich sie sah, bekam ich es mit der Angst zu tun. Unter den sieben Gefangenen erkannte ich Charly. Darunter waren auch drei Frauen. In der Mitte der Arena lagen sieben Kreuze am Boden. Nacheinander wurden die Delinquenten an die Kreuze genagelt. Ich konnte nicht verstehen, dass sie nicht schrieten und keinerlei Angst zeigten. Selbst als sie ihnen Schlingen um den Hals legten, zeigten sie keinerlei Empfindung. Als die Kreuze aufgestellt wurden, erstickten die Gequälten. Doch sie starben auf eine seltsam gleichgültige Art und Weise. Wie versteinert saß ich da und sah den Opfern Edens beim Sterben zu. Sieben Kreuze standen in der Arena, und an ihnen hingen die toten Leiber der Spione. Als sie endlich tot waren, durften die Zuschauer den Platz des Schreckens betreten. Sie drängten sich nahe an den Kreuzen herum. Sie lachten und verspotteten die Toten. Ich hasste diese

Gesellschaft. Die Arena war längst wieder leer, als ich mich langsam erhob und ebenfalls Richtung Ausgang trottete.

Ich verlor an diesem Tag, all meinen Mut. Ich hätte Charly warnen können. Ich wurde den Gedanken nicht los, genau so zu werden, wie die Bürger Edens. Eine eigene Sklavin hatte ich ja schon. Ein Bürger Edens konnte gut leben. Wenn man nicht gegen das Regime war, konnte nichts passieren. Was aber geschah, wenn man einen Fehler machte, hatte ich gerade auf schreckliche Weise erleben müssen. Ich weiß nicht warum, aber es zog mich unweigerlich Richtung Imperator. Ich wusste nicht, ob er Zeit für mich hatte, aber ich wollte mich mit ihm unterhalten. Man ließ mich unkontrolliert zu ihm. Der Imperator besprach gerade einen Einsatz mit zwei Generälen, als ich sein Büro betrat.

„Bitte entschuldigen Sie, mein Imperator“, sagte ich, „ich wollte nicht stören.“

„Nein, nein, du störst ganz und gar nicht“, antwortete der Herrscher sehr erfreut. „Wir sind fertig. Die Herren wollten gerade gehen.“

Die Generäle verabschiedeten sich und verschwanden schnellen Schrittes.

„Was führt dich zu mir, mein junger Freund?“, fragte der Imperator, während er mir wieder einen alten Wein einschenkte.

„Oh, eigentlich gar nichts, mein Imperator. Ich wollte Sie nur besuchen, wenn Sie etwas Zeit haben“, antwortete ich vorsichtig. Ich musste wissen, wie einflussreich ich wirklich war und was ich mir erlauben konnte.

Der Imperator stand mit zwei Gläsern in der Hand vor mir und sah mich auf eine seltsame Art, lächelnd an.

„Du glaubst gar nicht, wie sehr ich mich über diesen Besuch freue“, antwortete er und übereichte mir ein Glas. „Ich rede manchmal mit mir selbst. Nur weil es keinen Menschen, außer meiner Verlobten, gibt, der mir als Freund zuhört und nicht als Untergebener.“

Dann sah er mich eindringlich an und meinte weiter: „Du bist derjenige, der mir künftig zuhören soll. Du sollst das Gewissen sein, das mir sonst nicht antwortet. Ich möchte, dass du hier ein Büro beziehst. Ich möchte mit dir reden können, wann ich will.“

„Das werde ich tun, wenn Sie das wollen, mein Imperator.“

„Adolf“, sagte er, „du darfst mich Adolf nennen.“

„Was hast du heute so getan?“, fragte er und nippte an seinem Glas.

„Ich habe eine Hinrichtung beigewohnt, Adolf“, antwortete ich und nippte ebenfalls an meinem Glas. Ich wollte so tun, als hätte mich das nicht sonderlich berührt. Dass ich ihn Adolf nennen durfte, war eine große Ehre in diesem Land. Außer seiner Verlobten Ramona durfte das niemand.

„Das ist gut, dann war jedenfalls jemand von der Regierung dabei. Ich hatte nämlich keine Zeit und Ramona will das nicht sehen. Die anderen Regierungsvertreter sind alle auf einem Erkundungsflug.“

„Was hatte man den Leuten denn vorgeworfen. Als das Urteil verkündet wurde, sprach man nur von Spionage. Ich konnte keine Einzelheiten erfahren.“

„Sie wurden bei einer unangemeldeten Außenmission erwischt. Die Spione trafen sich mit asiatischen Soldaten in Osteuropa. Unsere Agenten beobachteten sie bei einer Waffenübergabe. Es wurden fünftausend der modernsten Gewehre übergeben. Was sie damit vorhatten wissen wir nicht. Eine weitere Übergabe fand im ehemaligen Spanien statt. Diesmal trafen sie sich mit Ami-Soldaten. Auch dort bekamen sie fünftausend hochmoderne Gewehre. Dann flogen sie die

Provinzen an. Wir stoppten sie, als sie sich mit den Bürgern der Provinzen unterhielten. Die Kisten mit den Waffen konnte unser Aufklärungstrupp nicht mitnehmen. Sie ließen Wachen zurück und wollten die Waffen später abholen. Als der Transporter dort ankam, waren die Wachen und die Kisten verschwunden. Die letzte Meldung unserer Leute lautete, dass Ami-Fluggeräte und Asiaten-Kampfgleiter über den Provinzen gesichtet wurden.“

„Ich bin sicher Adolf, dass die Leute in den Provinzen nur in Frieden arbeiten und leben wollen. Wie war es überhaupt möglich, dass Spione in Eden eingedrungen sind?“

„Es waren speziell geklonte Menschen. Die Originale wurden von den Asiaten getötet. Sie arbeiten offenbar auch mit den Amis zusammen. Die Originale waren Botschafter Edens. Sie hätten uns nie verraten. Ich wusste immer, dass die anderen Imperien etwas gegen uns planen. Sie wollen die Leute in den Provinzen gegen uns aufhetzen. Das ist nun der Dank, dass ich seit Jahren die Gegend um ihre Städte von Banden befreie.“

Der Imperator ging nervös auf und ab und schimpfte über die Amis und die Asiaten.

„Diese beiden Imperien haben es gerade nötig, gegen uns zu ziehen. Die Asiaten haben alle Leute, die sie nicht gebrauchen

konnten, einfach umgebracht; bis wir sie nach Majdan deportierten. Auf dem Kontinent der Amis hausten außerhalb ihres Reiches die schlimmsten Banden, die es jemals gab. Sie verhielten sich wie wilde Bestien. Da sieht man einmal wieder, wo die Menschheit ohne Führung hinkommt.“

Ich wollte mir einmal erlauben, ihm zu widersprechen. Es war für mich wichtig zu wissen, wie weit ich gehen konnte. Ich antwortete:

„Es gab zu Anfang des einundzwanzigsten Jahrhunderts noch Völker, die seit Jahrhunderten auf die gleiche Art und Weise lebten. Hätte der Kommerz ihre Nachfahren nicht überrollt, könnten diese Leute heute noch leben. Sie kamen immer ohne Macht aus. Das war schon immer so. Die einfachen Leute konnten ohne Macht leben, aber die Macht brauchte immer die einfachen Leute. Als der Kommerz kam, wurden sie alle abhängig. Sie verloren ihre Selbstständigkeit. Als man sie dann immer mehr mit ihren Problemen alleine ließ, kam der Untergang.“

Der Imperator stand vor mir, hatte seine Hände auf dem Rücken verschränkt und wippte wieder mit seinen Zehenspitzen. Er sprach lächelnd zu mir:

„Wenn der Kommerz, wie du es nennst, nicht gekommen wäre, würden wir jetzt alle noch auf den Feldern stehen und Kartoffeln raffen. Mehr gäbe es nicht auf dieser Welt. Es gäbe nur Bauern, Müller, Metzger, Schuster, Krämer und was es sonst noch gab. Der Fortschritt wäre für immer und alle Zeiten auf der Stelle getreten.“

Dann sah er mich eindringlich an und meinte: „Aber der Fortschritt war und ist nicht aufzuhalten.“

„Im Mittelalter glaubte man, dass aller Fortschritt Teufelszeug wäre, Adolf. Vielleicht hatten sie sogar recht. Aber nicht nur der Fortschritt veränderte die Welt: Es war auch der Wille die Welt zu regieren. Offenbar haben die Amis und die Asiaten diesen Willen auch.“

Den letzten Satz sagte ich, weil ich den Eindruck hatte, zu weit gegangen zu sein. Ich wollte ihn damit etwas milder stimmen.

Der Führer ging wieder nachdenklich auf und ab.

„Seit Jahren bringen wir gemeinsam den Abschaum dieser Welt, mit dem großen Mutterschiff der Aliens, nach Majdan. Auf diesem Mutterschiff, das im Orbit schwebt, befindet sich eine Mannschaft, die ausschließlich aus unserem Imperiums

stammt. Ich nehme an, dass es deshalb zu einer Auseinandersetzung kommt.“

Ich lehnte mich in meinem Sessel zurück und stellte das Glas auf den Beistelltisch.

„Vielleicht haben sie aber auch erkannt, dass mit dem bescheidenen Fortschritt der Provinzen, eine vierte Macht entstehen kann. Sie streiten sich vielleicht um die Vorherrschaft dieser Macht.“

„Natürlich John, wieso bin ich nicht selbst darauf gekommen? Die Waffen waren nicht für die Provinzen, sondern für fremde Armeen, die sich längst dort herumtreiben. Es ist so etwas wie Kolonialherrschaft. Nicht die Leute der Provinzen wollen eine vierte Macht gründen, sondern irgendjemand aus den anderen Imperien. Das würde auch erklären, warum mir die Führer der anderen Imperien versicherten, dass sie nichts von der Waffenlieferung wussten.“

Der Imperator dachte kurz nach. Dann gab er mir die Anweisung, in die Provinzen zu fliegen. Da ich dort selbst lebte, dachte er ich würde am ehesten herausfinden, was dort nicht stimmt.

Am nächsten Tag flog ich mit einem Fluggleiter des Imperators über die Gebiete meiner Heimat. Mit mir waren dreißig Soldaten auf dem Schiff. Zwei Waffenoffiziere und ein Pilot waren ebenfalls an Bord. Alle hörten auf mein Kommando. Nun hatte mich der Imperator wirklich mit großer Macht versehen. Ich war mächtiger als Goldhain geworden. Ich überflog zum ersten Mal das Land meiner Vorfahren. Ich sah alte Autobahnen, die längst von der Natur zurückerobert wurden. Ich erinnerte mich immer eindringlicher an Großvaters Beschreibungen. Er hatte zwar immer davon berichtet, doch so wie in diesem Moment, hatte ich seine Worte noch nie begriffen. Unser Weg führte jedoch nicht so sehr über die ehemaligen Ballungsgebiete. Die neue Generation versuchte sich abseits, eine neue Existenz zu errichten.

Wir besuchten eine Provinz nach der Anderen. Doch überall spürte ich Misstrauen und Verachtung. Sie kannten mich. Sie wussten, dass ich einmal einer von ihnen war. Meine ehemaligen Freunde, für deren Freilassung ich gesorgt hatte, und die inzwischen wohlbehalten nach Neumünchen zurückgekehrt waren, hatten es ihnen berichtet. Dass ich nun ein Freund des Imperators war, hatte sich überall herumgesprochen. Sie hatten inzwischen Telefon und sogar

eine Radiostation. Ich erfuhr, dass der alte Hans Ebert zum Vorsitzenden der Provinzen gewählt wurde. Ihr gemeinsames Land nannten sie Zion. Aber wen auch immer ich fragte; niemand wollte oder konnte mir etwas über die Invasoren der anderen Imperien sagen. In den Provinzen kam ich nicht weiter. Die einzige Frage die man mir stellte war, was mit Nina war. Ich versicherte ihnen, dass es ihr gut ging. Sie wussten nicht, dass sie drei Monate Sklavin des Imperiums war. Ich wollte es ihnen auch nicht sagen.

Da wir in den Provinzen nichts fanden, untersuchten wir die ehemaligen Großstädte. Sie waren alle so verfallen wie München. Ich sah zum ersten Mal das gesamte Ausmaß einer schrecklichen Zerstörung. Mir wurde beim Überfliegen dieser Gegenden erst so richtig bewusst, dass hier einmal eine blühende Zivilisation existierte. Trotz Großvaters Berichte fragte ich mich, wie das alles geschehen konnte. Hier müssen einmal viele Millionen Menschen gelebt haben. Den Reichen und Schönen war es in ihrem sicheren Nest völlig egal, wie das Volk zugrunde ging. Sie feierten ihre Feste, als ob sie das nichts angehe. Sie schirmten ihre Welt vor Leid und Elend vollkommen ab. Es galt als Schwäche, wenn jemand Mitgefühl zeigte und davon berichtete. Solche Leute wurden nur belächelt

oder gar als Störenfriede bezeichnet. Es war eben leichter wegzusehen, als zu helfen. Ich quälte mich mit meinen Visionen herum. Vor meinem geistigen Auge sah ich wieder die lebhaften Straßen und Häuser. Und ich sah all das Elend, das über sie hereinbrach. Ich stand in den Trümmern der alten Hauptstadt Berlin. Nur der Wind, der durch die Straßen und Häuser zog, war noch zu hören. In einem Haus fand ich ein Tagebuch. Der letzte Eintrag lautete:

„Wir sind die Opfer unserer eigenen Ignoranz geworden. Wir hielten so lange durch. Um uns herum verfiel die Welt. Uns ging es immer gut. Dann waren alle weg und wir waren alleine. Nun sind auch wir am Ende. Wir sterben, gebettet auf einem Lager wertloser Gelder.“

Ich gab den Befehl den Fluggleiter zu tarnen und nach Flugaktivitäten zu scannen. Das gab mir Gelegenheit, noch einmal über meinen Mut nachzudenken. Ich war nie ein Held gewesen. Was geschehen war, konnte ich nicht mehr ändern. Doch die Zukunft konnte ich beeinflussen. Aber nun stand ich auf der falschen Seite. Ich stand auf der Seite der Macht. Der Bauer konnte leicht ohne diese Macht auskommen. Aber die

Macht brauchte den Bauern. In den Provinzen repräsentierte ich nun diese Macht. Ich schlenderte ziellos durch die Ruinen Berlins und fragte mich, wieso gerade ich etwas ändern sollte. Es ging mir so gut wie noch nie. Ich musste nicht mehr auf den Feldern arbeiten und nicht mehr mit Waffen gegen Angreifer kämpfen. Aber diese Ruinen waren Zeugnis einer Schuld, die nicht wieder gut zu machen war. Ich fühlte mich nicht wohl in dieser einstigen Millionenstadt. Den einzigen Lebewesen, denen ich noch begegnete, waren Ratten, ein paar Katzen, Hunde und Vögel. Sie lebten so, wie sie immer gelebt hatten. Sie konnten auch den Mensch überleben, wenn dieser sich eines Tages doch noch selbst vernichtet. Ich saß auf einem Stein und war der Versuchung nah. Ich erinnerte mich an Worte aus der Bibel.

Darauf führte ihn der Teufel mit sich auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Das alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: Weg mit dir, Satan! Denn es steht geschrieben: »Du sollst anbeten den Herrn, deinen Gott, und ihm allein dienen.«

Wie viele Reiche hat der Teufel wohl an seine ahnungslosen Opfer verteilt? Die Versuchung war immer stärker als die Menschen. Kaiser, Könige, Päpste und Diktatoren waren ihr verfallen. Das Böse wird sich nie in einem armen Bettler wohlfühlen: Es sucht immer die Macht. Jesus konnte der Versuchung widerstehen. Er war einer der wenigen Kandidaten des Teufels, die das konnten. Ich fragte mich, ob auch ich dieser Versuchung widerstehen konnte.

Wir starteten wieder und überflogen halb Europa. Wir konnten nichts finden. Erst, als wir in Spanien landeten und mit unserem getarnten Schiff warteten, entdeckten wir ein Schiff der Amis auf dem Atlantik. Sie waren wesentlich besser bewaffnet als wir. Ich hätte Verstärkung anfordern müssen. Aber da ich eine Auseinandersetzung vermeiden wollte, flogen wir wieder zurück nach Eden.

Als ich zum Imperator kam und ihm meldete was wir gesehen hatten, ließ er sofort seine Truppen aufrüsten.

„Wenn sie Krieg wollen, sollen sie Krieg haben“, meinte er.

Ich hatte genug erlebt und ging in meine Wohnung. Als nächstes wollte ich mehr über das Raumschiff, die Aliens und

diesen seltsamen Planeten herausfinden, von dem der Imperator sprach.

Nina und Natascha hatten ihre gemeinsame Liebe zur Musik entdeckt. Das war in dieser Zeit mehr als ungewöhnlich. Besonders Natascha hätte ich das nie zugetraut. So wild waren diese Banden wahrscheinlich gar nicht. Natascha spielte hervorragend Klavier und Violine. Nina spielte Gitarre und sang dazu, mit einer starken und sehr klaren Stimme, die schönsten Lieder. Es waren alte traurig klingende Lieder. Sie handelten von Frieden, Freiheit, Schicksal und Hoffnung. Das Klavier stand im Wintergarten, der an unseren gemeinsamen Innenpark grenzte. Die Tür stand meist offen. Hinter den Pflanzen konnte man die Beiden nicht gut sehen. Trotzdem versammelten sich immer mehr Leute im Park vor unserem Wintergarten, wenn eine Sklavin und eine ehemalige Sklavin mit Musik und Gesang die Welt verzauberten. Ich dachte immer, man müsste mit Gewalt die Welt verändern. Doch jetzt wusste ich, dass es auch anders ging. Ich sah in die Gesichter der Zuhörer, die im Park verträumt der Musik lauschten. Die Beiden fanden schnell Freunde. Ja, sogar die Sklavin 1721 wurde bewundert. Es kamen noch zwei Musiker mit einer

Violine und einem Cello und ein Tenor hinzu. Ich hörte zu und träumte von einer Zeit, als diese Lieder entstanden. So viele Menschen schrieben wunderbare Lieder und Bücher, die von Frieden, Hoffnung und Freiheit handelten. Doch alle wurden Opfer der kalten steinernen Herzen. Ich erinnerte mich wieder daran, dass ich Priester sein wollte und kein Rebell. Kirchen gab es keine mehr. Aber um Friede und Freiheit zu predigen, brauchte ich kein Haus. Doch wo und wie sollte ich damit anfangen. Vielleicht würde meine Zeit noch kommen. Bisher hatte mich das Schicksal hier hergeführt. Ich fragte mich mehr als je zuvor, was meine Bestimmung war, in dieser Existenz.

Nina sprach von einem Lager südlich Edens. Das wollte ich mir ansehen. Mit einem Fluggleiter des Imperators flog ich am nächsten Tag Richtung Süden. Ich wurde wieder begleitet von fünf Soldaten und zwei Piloten. Im Süden Edens standen gelb glänzende gläserne Pyramiden und zahlreiche runde Kuppeln. Dazwischen sah ich immer wieder Parkanlagen. Was nicht in diese so scheinbar friedliche Welt passte, waren die vielen Soldaten mit ihren Waffen. Wir begegneten überall Kampfgleiter und Panzerfahrzeuge. Aber all diese Eindrücke interessierten mich zu diesem Zeitpunkt wenig. Ich hatte nur

dieses Lager im Kopf. Seit Jahren schon, wurden Menschen von der Außenwelt gefangen und dorthin deportiert. Es war so, wie Nina es beschrieben hatte. Als wie die Zäune überflogen, konnten wir das Ende des Lagers noch nicht erkennen. Wir landeten im Inneren in einer kleineren Schutzzone. So konnte ich mir ein Bild machen, wie die Gefangenen dort lebten. Sie standen, oder lagen, überall herum: Es waren Tausende. Ich sah Menschen allen Alters. Unter ihnen waren auch Frauen und sogar Kinder. Nur junge Frauen und starke Männer fehlten. Ich sah in hoffnungslose, angsterfüllt wirkende Augen. Sie hatten alle grob geschnittene graue Anzüge an, deren Stoff nicht besonders vor Kälte zu schützen schien. Zum Schutz vor Wind und Wetter, durften sie sich Schutzbaracken bauen. Brennholz zum Feuer machen war wenig vorhanden. Wenn sie sich beklagten, sagte man ihnen, sie sollten enger zusammenrücken, und dann eine leere Baracke als Brennmaterial nutzen. Ich sah, wie ein Fluggleiter über das Lager flog und wahllos Verpflegung abwarf. Es war so, als ob man Tiere füttert. Wer Glück hatte, bekam etwas. Die Anderen mussten hungern. Sie schlugen und prügelten aufeinander ein, um ein Stück Brot zu ergattern. Ich schloss meine Augen, als ob ich eine andere Welt vorfinden würde, wenn ich sie wieder öffne. Ich kam an einem

besonderen Tag. Das Zubringerschiff der Aliens brachte nacheinander alle zum Mutterschiff. Das Lager wurde nach und nach, immer leerer. Nun wollte ich auch das Mutterschiff sehen. Meine Position in der Gesellschaft erlaubte es mir. Es ging rasend schnell. Für mich war es unbegreiflich, dass es Wesen gibt, die ein solches Schiff bauen konnten. Ein solch fortgeschrittenes Volk konnte sich doch nicht an dem schrecklichen Plan des Imperators beteiligen. Auf die Aliens war ich neugierig. Das Mutterschiff war so groß wie eine Millionenstadt, von denen auf der Erde nur noch Ruinen standen. Es erstrahlte in einer kornblumenblau transparenten Farbe. Ich hatte den Eindruck, als könnte man hindurchsehen, wie durch einen Diamanten. Am meisten beeindruckte mich seine Form. Es sah aus wie eine Pyramide. Ich fragte mich, wieso die Fremden aus dem Weltall, den Mächtigen der Erde ein solches Schiff zur Verfügung stellten. Unser Zubringerschiff flog in einen Hangar, in dem noch drei weitere Zubringerschiffe standen. Die Gefangenen wurden sofort in die Lagerräume gebracht und dort eingeschlossen. Der Kapitän zeigte mir freudig das Schiff. Von der Kommandozentrale aus studierte ich die Pläne. Irgendwie hatte ich den Eindruck, dass die Menschen nur über die Hälfte des Schiffes verfügten. Von

Außen sah es größer aus. Außerdem erwartete ich mehr technische Details und irgendwie besondere Geräte, die wir Menschen nicht erklären können. Doch man zeigte mir nur Unterkünfte und Lagerräume. Mehr war dort nicht zu sehen. Meine Befürchtung bestätigte sich, als mir der Kapitän erklärte, dass er nur den gewünschten Startzeitpunkt in den Computer eingibt.

„Das Schiff übernimmt alles Weitere vollautomatisch“, erklärte er mir stolz. „Nur, kann ich im Moment nicht verstehen, warum das Schiff den Startzeitpunkt um zwei Wochen verschoben hat. Das ist das erste Mal, dass das geschieht. Wir wollten eigentlich in fünf Tagen starten.“

Ich fragte den Kapitän, ob er mir diese Aliens zeigen könne. Er antwortete:

„Diese Wesen haben nur wenig Menschen zu Gesicht bekommen. Ich habe noch nie einen Alien gesehen. Hier an Bord sind sie nicht.“

„Ich denke, dass sie doch hier an Bord sind“, antwortete ich dem fragend schauenden Kapitän.

Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, beobachtet zu werden. Ich spürte die Augen der Aliens überall. Vielleicht beobachteten sie auch die Erde seit Tausenden von Jahren. Ich

quälte mich mit der Frage, was sie vorhatten. Gab es vielleicht eine Hoffnung für uns alle. Oder wollten sie die Menschheit ganz von der Erde vertreiben. Ich flog wieder zurück, um den Imperator zu fragen, was er über die Fremden aus dem Weltall weiß. Er war vielleicht der einzige Mensch, der sich genauer mit ihnen unterhalten hatte.

Als ich zurückkam, plante Nina bereits ein Konzert in der kleinen Arena, in der Charly hingerichtet wurde. Zum ersten Mal durfte eine Sklavin mit ihrer Kunst Menschen begeistern. Natascha war der Grund zahlreicher Diskussionen. Nina war offiziell meine Verlobte. Niemand wagte es daher, etwas laut gegen sie zu sagen. Sie machte Natascha zum Star der Show. Plötzlich gab es Bürger Edens die Menschen der Außenwelt, mit anderen Augen sahen. Sie fragten, wo Natascha herkam und wie sie bisher lebte. Noch nie zuvor hatte sich jemand für das Schicksal der Sklaven interessiert. Nun wurden auch andere Sklaven nach ihrer Herkunft und ihren Fähigkeiten befragt. Ich bewunderte Nina sehr für ihre Aktivität. Sie nutzte die Macht der Friedensmusik. Sie war die Erbin der gefallenen Künstler, die Jahrzehnte lang versuchten gegen den Einfluss der intellektuell steinernen Herzen zu kämpfen.

Als ich am nächsten Tag den Imperator traf, wusste ich endgültig, wie sehr er sich irrte. Sein Reich war nicht auf Weisheit, sondern auf Macht aufgebaut. Seine Elite war nicht das, was eine wirklich harmonisch funktionierende Zukunft brauchte.

„Als die Aliens kamen, haben sie erst nicht viel geredet“, sagte der Imperator nachdenklich. Er saß an seinem übergroßen Schreibtisch und machte, wie immer, einen recht nervösen Eindruck. Er berichtete weiter:

„Sie wollten uns helfen, eine neue Zukunft zu planen. Ich verstand nicht, wie sie das meinten. Ich erklärte ihnen, dass die imperialen Reiche unsere Zukunft wären. Nur dieser unfähige Mob da draußen war noch Zeugnis menschlicher Schwäche. Ich wollte eine Zukunft für die Starken planen. Sie erklärten sich bereit, die überflüssigen Menschen der Außenwelt, von diesem Planeten zu entfernen. Dann hätten wir unsere Erde für uns alleine. Das war eine gute Idee. Seit dem, säubern wir den Planeten von allem Unrat. Außerdem können die Deportierten sich dort noch etwas nützlich machen. Dort gibt es ein Mineral, das wir zur Energieerzeugung nutzen können. Bei uns gibt es das nicht. Dann überließen sie uns das Schiff und

verschwanden wieder. Sie haben sich bisher nicht wieder gemeldet.“

Damit konnte ich nicht viel anfangen. Ich hatte immer noch die Hoffnung, dass die fremden Wesen uns helfen würden, eine gerechtere Welt aufzubauen. Irgendwie spürte ich ein großes Unheil auf uns zukommen. Vielleicht wussten das auch die Aliens. Die imperialen Reiche wurden mit Macht und Gewalt regiert, und nicht mit Weisheit und Vernunft. Die starke Elite würde sich immer irgendwie bekämpfen und miteinander konkurrieren. Das war die Triebfeder unserer vergangenen Zivilisation. Eine friedliche Welt, die lange Zeit existieren kann, konnte aber so nicht überleben. Wie gerne, hätte ich mich mit diesen Wesen unterhalten, um von ihnen zu lernen. Ich dachte mir aber, dass diese Zeit vielleicht noch kommen wird.

Ich dachte noch lange darüber nach. Ich konnte in der Nacht kaum schlafen. Als Nina mich am nächsten Tag aufgeregt weckte, brauchte ich eine Weile, bis ich begriff was sie mir sagen wollte. Müde sah ich sie an und hörte ihre aufgeregten Worte.

„Natascha ist verschwunden“, sagte sie. „Hast du nicht verstanden John? Natascha ist nicht mehr da. Ihr Schlafplatz ist

leer. Ich kann sie nicht finden. Sie würde das Haus nie ungefragt verlassen.“

Ach, sie ist bestimmt nur im Park“, antwortete ich müde. Obwohl mir gleich klar war, dass Nina sie dort gefunden hätte.

„John, ihre Signale sind auch nicht auf dem Computer. Das ist eigentlich unmöglich. Sie kann die Bänder nicht abnehmen. Wir müssten sie orten können. Was sollen wir nun machen? Ich kann doch nicht in der zentralen Meldestelle anrufen. Dann bekäme sie mächtig Ärger. Ich verstehe das nicht. Sie würde doch nicht einfach weglaufen.“

„Da stimmt etwas nicht Nina. Natascha kann nicht selbst die Sender deaktivieren, die in den Bändern eingebaut sind. Das ist unmöglich. Was sagen denn die neusten Meldungen?“

„Ich habe noch nicht nachgesehen, John.“

Nina lief aufgeregt zum Computer. Dort war bereits eine Nachricht für mich. Ich sollte sofort zum Imperator kommen. Sonst gab es keine Meldungen. Das war sehr ungewöhnlich. Draußen liefen einige unserer Nachbarn herum und diskutierten aufgeregt miteinander. Es waren noch mehr Sklaven auf rätselhafte Weise verschwunden. Niemand konnte sich erklären, wie das möglich war. Einige Nachbarn hatten von der zentralen Meldestelle erfahren, dass man die

entlaufenen Sklaven nirgendwo orten konnte. Sie waren einfach verschwunden.

Der Imperator rannte mit verschränkten Armen auf dem Rücken, wie ein Löwe im Käfig, hin und her.

„Das waren die Amis oder die Asiaten“, schrie er wütend. „Oder sie waren es beide.“

„Das glaube ich nicht, Adolf. Sie haben die technischen Möglichkeiten dazu nicht. Sie können nicht zahlreiche Menschen einfach so verschwinden lassen. Ich denke, dass es die Aliens waren. Wir wissen immer noch nicht, was sie eigentlich vorhaben.“

Der Imperator blieb stehen und sah mich lange und nachdenklich an.

„Sag das nicht, John! Es gibt seit vielen Jahren Forschungen, in dieser Richtung.“

„Ja, Adolf. Aber der technische Aufwand wäre derzeit einfach zu groß. Ich kann mir nicht vorstellen, dass die anderen Imperien diesen Aufwand auf sich nehmen, um ein paar Sklaven verschwinden zu lassen. Das wäre verlorene Zeit und Geld. Das wäre ein unrentables Unternehmen, das nicht viel bringt. Ich sehe keinen rentablen Sinn darin.“

„Du hast Recht. Nur um uns zu ärgern, würden sie das nicht tun. Es kostet, wenn es derzeit überhaupt möglich wäre, enorm viel Energie. Aber, warum sollten diese Wesen aus dem All das tun?“

Darauf wollte ich ihm nicht antworten. Der Imperator konnte sich keine andere Welt als seine vorstellen. Ich konnte das schon. Vielleicht lag die Lösung auf dem Planet Majdan. Das würde auch die Verschiebung des Startzeitpunktes erklären. Der Imperator schickte die gesamte Flugstaffel in die Welt hinaus, um nach den entlaufenen Sklaven zu suchen. Wir bekamen Meldungen, dass auch in den anderen Imperien Sklaven und unterdrückte Arbeiter verschwunden waren.

„Ich denke, ich sollte mitfliegen, Adolf“, sagte ich nachdenklich.

„Wohin, mitfliegen?“, fragte er. Wobei er mich ansah, als ob ich mehr wüsste als er.

Ich spürte sein Misstrauen und wollte dem entgegen treten. Bei diesem Mann durfte ich keinen Fehler machen.

„Ich denke, dass die Lösung auf Majdan liegt. Ich möchte dorthin fliegen, um vielleicht mehr zu erfahren. Nina will ich mitnehmen. Sie kann noch nicht so lange alleine bleiben.“

„Gut, Gut, John“, antwortete er. „Wir wollen alle Möglichkeiten in Betracht ziehen. Ich hörte, dass der Start verschoben wurde. Weiß man schon warum?“

„Der Schiffcomputer teilte dem Kapitän mit, dass aus technischen Gründen der Start später stattfinden muss. Wir wissen nicht warum das so ist. Das könnten uns nur diese Aliens, die Zetas, sagen. Die sind aber leider sehr verschwiegen.“

„Gut, John. Bereite alles vor! Du und deine Verlobte können mitfliegen. Das wird eine lange Reise. Ich erwarte deinen Bericht über Funk. Die Fremden überließen uns eine sehr gute Funkanlage. Die Meldungen benötigen nur wenige Tage. Ich werde dich ebenfalls auf dem Laufenden halten.“

In den kommenden Tagen verschwanden immer mehr Menschen. Am Ende war sogar das neue Land Zion wie leergefegt. Meine Familie stand irgendwie zwischen den Fronten. Sie gehörten nicht so richtig zu Eden, aber auch zu den Provinzen gehörten sie nicht mehr. Sie wussten auch nicht, was geschehen war. Die Stadttore der Provinzen waren alle offen. Das Vieh lief in der Stadt und auf den Weiden herum. Ratlos stand ich in der Stadt Neumünchen und suchte nach

jemand, der vielleicht hier geblieben war. Nach langem Suchen fand ich fünf Mönche.

„Wo sind die Bewohner“, fragte ich den Abt. Ich kannte ihn seit vielen Jahren. Er war mein Lehrmeister gewesen.

Er antwortete lächelnd: „Die Götter haben sie mitgenommen. Wir sind nur wegen der Tiere hier geblieben. Denn sie werden wieder kommen, wenn alles vorbei ist.“

Ich fragte ihn, wie er das meinte. Er antwortete:

„Wenn der Drache in Ketten liegt, kommen sie wieder zurück.“

Ich erinnerte mich wieder an Worte aus der Bibel:

Dann sah ich einen Engel vom Himmel herabsteigen; auf seiner Hand trug er den Schlüssel zum Abgrund und eine schwere Kette. Er überwältigte den Drachen, die alte Schlange - das ist der Teufel oder der Satan -, und er fesselte ihn für tausend Jahre. Er warf ihn in den Abgrund, verschloss diesen und drückte ein Siegel darauf, damit der Drache die Völker nicht mehr verführen konnte, bis die tausend Jahre vollendet sind. Danach muss er für kurze Zeit freigelassen werden.

Hatten diese Fremden aus dem Weltall bei uns eine Mission zu erfüllen? Mein Glaube war mein einziger Halt und meine einzige Hoffnung, die ich hatte. Mein Studium des Glaubens ließ mich an vielem zweifeln, das in den alten heiligen Büchern stand. Aber zwischen den vielen zweifelhaften Überlieferungen stand sehr viel Wunderbares, das meinen Glauben stärkte. Der alte Mönch war übergücklich. Er glaubte, die neue Friedenszeit noch erleben zu dürfen.

Es waren nur noch ein paar alte Mönche in Zion zu finden. Nun war ich fest davon überzeugt, dass die verschwundenen Menschen auf dem Mutterschiff der Aliens waren. Es war für mich ein Grund mehr, mitzufliegen.

6. Die Augen der Aliens

Der große Imperator konnte eigentlich zufrieden sein. Nun hatten die imperialen Reiche die Erde für sich alleine. Die paar

Mönche, die noch in der Außenwelt lebten, beachteten die Bürger der neuen Nationen gar nicht. Nach dem die zwei Wochen vergangen waren, startete das Alienraumschiff Richtung Planet Majdan. Es war ein überwältigendes Gefühl, als das Schiff den Erdorbit verließ. Wir flogen am Jupiter vorbei und am Saturn. Dieses Schiff bereitete mir Angst. Mit solch einer Geschwindigkeit durch unser Sonnensystem zu rasen war mehr als beeindruckend. Ich hatte großen Respekt vor dieser technischen Leistung. Die Menschen hatten gelernt, technische und wissenschaftliche Meisterleistungen zu nutzen, ohne sich Gedanken zu machen, wie diese Erfindungen funktionieren. Dieses Raumschiff war für sie nichts weiter, als ein schnelles neues Spielzeug, das sie nutzen konnten.

Nina und ich wurden in einem großen komfortablen Quartier untergebracht. Sie war froh, Eden verlassen zu können. Ich musste immer wieder an die Menschen denken, die man in den Lagerräumen untergebracht hatte. Der Imperator ließ sie auf Majdan in Bergwerken arbeiten. Das Fördergut wurde, beim Rückflug, zur Erde transportiert.

Ich schlenderte auf dem Schiff herum und suchte etwas, was ich nicht finden konnte. Ich suchte nach einer Antwort. Wenn überhaupt, dann konnte ich sie nur hier finden. Doch ich fand

nur Wohnbereiche und viele Freizeitanlagen. Ich war so in Gedanken, dass mich die Menschen, denen ich begegnete, nicht sonderlich interessierten. Ich hielt sie für Wachpersonal, das ausgetauscht werden sollte.

Als ich wieder zurückkam, lächelte mich Nina freudig an. Dann sah ich erst ein fremdes Wesen in einem Sessel sitzen. Ich erschrak, als ich die Erscheinung sah. Nina sagte, das Wesen hätte sich über den Kommunikator angemeldet. Dann stand es plötzlich vor ihr. Es trug einen knapp geschnittenen, silbrig glänzender Anzug. Die etwa 1,30 Meter kleine fremde Kreatur hatte sehr große Augen, einen schmalen Mund und einen großen runden unbehaarten Kopf. Statt einer Nase hatte es nur zwei kleine Löcher. Sein dürrer Körper wirkte sehr gebrechlich. An den dünnen Händen hatte es nur vier lange Finger. Es hatte eine bräunliche Haut.

„Mein Name ist Lark. Ich möchte mit euch reden“, sagte es mit einer Stimme, die mich an meine alte Großmutter erinnerte.

„Warum seid ihr gekommen?“, fragte ich aufgeregt, „und warum habt ihr den Menschen dieses Schiff zur Verfügung gestellt?“

„Wir beobachten euch schon sehr lange“, antwortete Lark. Er lehnte sich gemütlich im Sessel zurück und begann zu erzählen. Er redete sehr langsam und scheinbar wohlüberlegt:

„Euer Planet war einmal sehr reich an Flora und Fauna. Die Menschen, die sich in Völker gruppierten, sprachen etwa 3000 verschiedene Sprachen und waren sich auch genau so uneinig untereinander. Ihre Profitdenken rechtfertigte oft rigorose Maßnahmen gegen Umwelt und Natur. Obwohl die Menschen Maschinen bauten und bereits mit einem Raumschiff ihren Mond besucht hatten, war ihre Verhaltens- und Handlungsweise für unsere Verhältnisse vollkommen unverständlich. Ihre Trugbilder waren so tiefgreifend, dass sie eine Weiterentwicklung ihres klaren Verstandes stark verminderte. Dieses fanatische Denken hatte auch den Erfolg ihrer Intelligenz und Kreativität über Jahrhunderte hinweg behindert. Dabei wäre es dringend notwendig gewesen, wegen ihrer enormen Gewaltbereitschaft, ihre Scheinbilder durch klares Denken zu ersetzen. Ihr Geltungsbedürfnis und das Streben nach Macht mobilisierte in vielen von ihnen ungeahnte Energien. Den Menschen mangelte es oftmals stark an Einfühlungsvermögen. Selbst von höchster herrschaftlicher Stelle wurden Grausamkeiten befohlen, die ein normal

denkendes Individuum nicht zu begreifen vermag. Die Todesstrafe ist eine durch nichts zu rechtfertigende Form grausamer, erniedrigender und charakterloser Behandlung. Seit sie wissen, dass sie anderen Menschen große Schmerzen zufügen können, tun sie dies oftmals mit einer geradezu genüsslichen Befriedigung. Von höchster Stelle befohlen, beförderten sie auch noch in ihrer modernen Zeit, mit Grausamkeiten die nur eine absolut böse Seele ersinnen kann, Menschen vom Leben zum Tode. Die Macht siegte über die Vernunft. Es gibt jedoch Menschen, die reinen Herzens sind. Auf ihnen ruht unsere Hoffnung und die Hoffnung ihrer Nachkommen. Darum sind wir gekommen.“

„Wie lange beobachtet ihr uns schon“, fragte ich.

Das Wesen lächelte. Es sah mich kurz prüfend an, dann sprach es weiter:

„Es war vor achttausend Jahren, da entdeckte einer unserer Wissenschaftler, durch Zufall, einen Planet. Es war der wunderschöne blaue Planet Erde. Planeten wie die Erde gibt es nicht sehr viele. Darum freuten wir uns wie kleine Kinder über unsere Entdeckung. Wir entdeckten Spuren anderer raumfahrender Völker, die die Erde schon viel früher besucht

hatten. Zwei dieser Völker nahmen schon bald Kontakt mit uns auf. Es handelte sich um unglaublich hoch entwickelte Wesen. Sie verboten uns eine Einmischung in die Entwicklung der Menschen. Sie sagten, dass jedes Volk seine eigenen Erfahrungen machen müsste, sonst wäre eine eigenständige Entwicklung nicht möglich. Das eine Volk glaubte nicht, dass sich die Menschen so entwickeln, dass sie eines Tages in einem Paradies leben würden. Das andere Volk glaubte an eine positive Entwicklung. Sie erlaubten uns, die Menschen zu beobachten. Eure Sitten und Bräuche widerten uns jedoch dermaßen an, dass wir nicht mehr viele Freiwillige fanden, die sich die Tragödien ansehen wollten. So beschränkten wir unsere Aktivitäten auf wenige Stichproben, die wir einmal in einem Jahrhundert durchführten. Aber egal wann wir kamen; wir sahen jedes Mal entsetzliche Grausamkeiten wie Scheiterhaufen, Folter, Barbarei, Bomben, Kriege und blinde gefühllose Handlungen, die ein zivilisiertes Volk nicht machen dürfte. Wir sahen religiöse Machthaber, die genau das Gegenteil waren, was sie eigentlich sein sollten. Wir sahen Könige und Kaiser, die sich für Götter hielten. Wir sahen Führer, die die Worte und Lehren der Propheten für sich nutzten, um damit ganze Völker zu beherrschen. Wir sahen,

dass der Mensch sich noch lange nicht weiter entwickeln würde. Das ist bis heute so geblieben. Es gibt zwar mittlerweile Ansätze einer Veränderung, doch das sind noch zu wenige. Das zwanzigste Jahrhundert war das Jahrhundert schrecklicher Kriege. Es steht der Folterzeit im Mittelalter und der Zeit davor, in nichts nach. Nun beginnt der Mensch nach den Sternen zu greifen. Doch solange es keine sichtbare Veränderung in der Denkweise der Menschen gibt, werden wir nicht zulassen, dass sie ihre Grausamkeiten ins Weltall hinaus tragen. Das Paradies ist machbar. Ihr müsst es nur wollen.“

Dann überlegte Lark wieder eine Weile. Er stand auf und ging zu einem großen Sichtfenster, durch das man ins Weltall hinaus sehen konnte. Er lehnte sich lässig gegen die Wand, sah hinaus und redete weiter:

„Es ist noch nicht lange her, da stand ich mit meinem Sohn abends auf einer unserer Raumbasen. Wir schauten uns die Sterne an. Doch immer wieder gingen unsere Blicke Richtung Erde. Mein Sohn fragte mich, wie lange es noch dauern würde, bis die Menschen mit Raumschiffen unseren Planet erreichen können. In seinen Augen sah ich Furcht und Schrecken.“

Dann drehte er sich wieder zu uns um und sah mich und Nina an.

„Man misst ein Volk selten nach seinen guten Werken; ausschließlich die schlechten Eigenschaften werden zu ihrem Markenzeichen. Ich blickte hinaus Richtung Erde, legte meine Hand auf die kleine Schulter meines Sohnes und erklärte ihm, dass wir nicht zulassen würden, dass die Menschen jetzt schon brauchbare Raumschiffe bauen, mit denen sie neun Lichtjahre überbrücken können. Er schien etwas erleichtert zu sein. Immer wieder fragen unsere Kinder, ob die Menschen wirklich so grausam sind, wie es geschrieben steht. Sie fragen, ob die Beobachter sich vielleicht geirrt hätten. Aber unsere Beobachter haben sich nicht geirrt. Der einzige Trost für die Ängste unserer Völker im Weltall ist, dass es auch gute Menschen gibt, die gegen das Böse kämpfen. Mein Sohn schaute immer noch hinaus und schien an meiner Zuversicht zu zweifeln. Unser Volk fürchtet die Menschen, obwohl wir ihnen technisch weit überlegen sind. Der Weg zu den Sternen führt durch ein tiefes Tal der Erkenntnis, bei den Menschen ist diese Erkenntnis in der Entstehung. Wann lernt ihr endlich, dass ihr auch einmal über euren Tellerrand hinaus blicken sollt, weil das Schicksal Anderer auch Euch selbst eines Tages treffen wird? Wenn kein Mensch mehr leiden muss, werdet auch ihr vor dem ewigen Kreislauf des Raum- und Zeitschicksals

befreit. Denn was ihr anderen angetan habt, das wird euch eines Tages selbst treffen. Befreit euch davon und zeigt uns, dass euer schlechter Ruf im Weltall schon bald der Vergangenheit angehören kann.“

Ich erkannte Zuversicht in den Worten dieses Fremden Wesens. Das war die Hilfe, die ich mir in meinen kühnsten Träumen erhofft hatte. Ich antwortete:

„Es war einmal ein Mann, der wollte durch den Rhein schwimmen. Als er mehr als die Hälfte geschafft hatte, gab er auf, schwamm zurück und ertrank. Soll die Menschheit auch so untergehen? Mein Großvater berichtete immer von Menschen, die Spaß haben wollten. Er kannte Menschen, die das Leben genießen wollten. Sie konnten lachen und Freude empfinden. Er sah nicht nur wütende, kriegführende, rachelüsterne dumme Menschen. Er erzählte mir, wie er als Kind im Park spazieren ging und sah, wie ein altes Ehepaar Hand in Hand und freundlich lächelnd den Weg entlang ging. Er sah ein Kind, das mit seinem Hund spielte und er sah einen Mann, der einem kleinen Jungen sein Fahrrad aufpumpte, weil der es allein nicht schaffte. Ich sehe mich um in der Welt und sehe Menschen, die versuchen eine gütige Welt neu zu errichten. Es gab Menschen,

die unter Lebensgefahr den Regenwald schützen wollten. Es gab Menschen, die gestrandete Wale wieder ins Meer rollen wollten und es gab Menschen, die einem hungernden Kind etwas zu essen gaben. Es gab viele weise Menschen, die mit Weisheit gegen das Böse kämpften. Wo auch immer ich hin sehe in der Welt, überall sehe ich Menschen die Liebe empfinden können und die weise Worte sprechen. Sollen diese Menschen leiden wegen denen, die der Verführung erlegen sind. Es gab immer schon Menschen, die das Leben leiden ließ. Es gab Menschen, die aufopfernd für das Gute, den Frieden und für Freiheit kämpften. In der Geschichte der Menschheit gab es viele Menschen, die unter unglaublichem Leiden für das gekämpft haben, was ihrer gütigen Gesinnung entsprach. Das ist auch heute noch so. Es wird immer Gerechte geben. Alle Menschen schlecht zu machen würde bedeuten, all den aufrichtigen Menschen ins Gesicht zu schlagen, die geopfert wurden, die gefoltert wurden, die gelitten haben und die im Glauben an einen Gott voller Hoffnung, Schmerz und Leid bis in den Tod ertrugen. Es wäre ein Schlag ins Gesicht derer, die Mitgefühl empfinden für alle Geschöpfe dieser Welt. Die Erde ist schön und es gibt und gab Menschen, auf die Gott stolz sein kann. Vielleicht schaffen wir es nicht, ein Paradies zu bauen.

Man sollte aber, wenn es nicht funktioniert und die Menschheit zugrunde geht, all diese Menschen nicht vergessen. Sie sind es Wert, dass man dann eine Träne um sie weint.“

„Der Samen der Nächstenliebe wurde in eure Welt gesät“, antwortete Lark. „Wir warten seit ewigen Zeiten darauf, dass er irgendwo aufgeht. Was wir erwarteten, waren Blüten, die der Menschheit Frieden, Vernunft und Nächstenliebe eröffnen. In dir erblüht nur ein Samenkorn von vielen. Es sind viele tausend Samenkörner aufgegangen und erblüht. Wir mussten jedoch unendlich viele säen. Die meisten Samenkörner sind auf unfruchtbaren Seelen gelandet. Jeder Mensch kann in sich hinein hören, sein Samenkorn erblühen und sein Inneres sprechen lassen. Die Fähigkeit dies zu tun hat jeder Mensch. Doch nur der eigene Wille kann dies auslösen. Dazu muss man imstande sein, auf sein Herz zu hören. Der Verstand sagt oft etwas anderes. Es ist wichtig, meditieren zu lernen. In der Meditation liegt die Kraft, die Seele zu reinigen und unsere Botschaften zu empfangen. Es müssen jedoch noch viel mehr Menschen auf ihr Inneres hören, damit eines Tages der Garten Gottes wieder erblüht, wie einst im Paradies.“

Ich bemerkte schnell, dass Lark mir nicht sagen wollte, was sie wirklich vorhatten. Diese Diskussion beantwortete meine wichtigste Frage nicht. Darum fragte ich ihn direkt.

„Wo sind die Menschen aus den Provinzen, Lark?“

„Denen geht es gut. Die sind auf einem anderen Deck. Es ist besser, wenn du sie jetzt noch nicht siehst. Die Sklaven haben nicht gut über euch berichtet. Ich fürchte, dass dein Name bei ihnen für Enttäuschung sorgt. Es hängt mehr oder weniger von Natascha ab, in welchem Licht sie dich künftig sehen. Warte erst einmal ab!“

„Was habt ihr mit uns vor?“, wollte ich nun wissen.

„Wenn die Zeit gekommen ist, bekommt die Menschheit die Chance, eine neue friedliche Zukunft aufzubauen. Doch ihr müsst dafür kämpfen. Zeigt uns ein letztes Mal, dass ihr es Wert seid!“

Das Wesen verschwand vor unseren Augen. Nun wusste ich, dass die Zeit des Imperators bald vorbei war. Doch was würde uns auf dem Planet Majdan erwarten? Und was war mit den Menschen auf der Erde, die sich von der Friedensmusik beeinflussen ließen, und anfangen nachzudenken?

Das Schiff der Fremden war so enorm groß, dass ich während der gesamten Reise nicht alle Korridore und Freizeitanlagen aufsuchen konnte. Es waren nicht nur Truppen zur Ablösung auf Majdan an Bord: Es waren auch Urlauber auf dem Schiff. Sie wollten eine luxuriöse Weltraumreise machen, mit anschließender Planetenbesichtigung. Besonders beliebt waren die holografische Räume, in denen man, in einer virtuellen Welt, Abenteuer erleben konnte. Solche Möglichkeiten gab es auf der Erde noch nicht. Ich hatte daran kein Interesse. Ich wollte die Bürger Zions finden. Doch es gab keine Verbindung zu ihrem Deck. Ich war sehr unruhig in dieser Zeit. Als ich von einer meiner Inspektionen zurückkam, war Nina nicht da. Sie zu suchen war aussichtslos. Nicht einmal der Kapitän wusste über die wahre Größe des Schiffes bescheid. Er überwachte mit seiner Crew nur die Lagerräume mit den Gefangenen und achtete auf den Schiffscomputer, ob irgendwelche Anweisungen kamen. Ich musste amüsiert darüber nachdenken, dass er sich, für den Kapitän des Schiffes hielt. In Wahrheit wurde das Schiff immer noch von den Aliens gesteuert.

Ich wartete vier Stunden, dann war sie wieder da. Sie kam lächelnd in unser Quartier und meinte, dass sie bei Natascha gewesen war. Nina berichtete, dass sie keine Sklavenbänder

mehr trug. Natascha war frei. Sie sagte trotzig zu Nina, dass sie niemand, jemals wieder besitzen würde. Sie war sehr wütend. Sie war aber auch dankbar, dass ich sie aus Yvones Klauen befreit hatte. Ich war enttäuscht und niedergeschlagen. Man hielt mich also wirklich für einen Verräter. Das konnte ich ihnen nicht übel nehmen. Schließlich haderte ich ja auch mit mir selbst. Die Verführungskunst der Macht wollte ja auch von mir Besitz ergreifen. Nicht einmal Nina vertraute mir. Aber, warum kam sie wieder zu mir zurück. Sie hätte ja auch bei ihren Freunden bleiben können. In den acht Monaten unserer Reise wollte ich das Vertrauen der Bürger Zions wiedergewinnen. Doch war das jemals wieder möglich?

Nina kannte den Weg zum Deck ihrer Freunde. Ich kannte ihn nicht, und ich sollte ihn auch nie finden. Ich war enttäuscht und traurig. Nina war oft bei ihren Freunden. Sie berichtete immer, wie gut es ihnen ging. Sie lebten in einer künstlich angelegten Natur. Es war eine kleine Welt inmitten des gigantischen Raumschiffs. Sie hatten große Fenster, durch die sie hinaus in die Weiten des Weltalls sehen konnten. Es gab Seen, Bäche, Wiesen, Bäume und Pflanzen. Sie wussten mehr über die Mission der Aliens als ich. Nina ist Lark und einigen anderen Aliens, mehrfach begegnet. Ihr Misstrauen mir

gegenüber verstärkte sich noch, als der Imperator sich bei mir meldete und brüderlich mit mir redete. Dass ich ihn beim Vornamen anredete, konnte sie nicht begreifen. Sie glaubte nun mehr denn je, dass ich Natascha hätte befreien können, wenn ich gewollt hätte. Ich war mir sicher, dass sie nur bei mir blieb, weil sie mich ausspionieren wollte. Der Imperator präsentierte mir voller Stolz einen neuen Prototyp eines Soldaten. Dieser Soldat hatte nichts mehr Menschliches an sich: Er war ein Android. Er war sehr viel stärker als der genetisch gezüchtete Soldat. Er war leicht programmierbar und hatte absolut keine Gefühle. Er war in allem besser, als ein schwarzer Soldat. Der Android kämpfte ohne Mühe, fünf Schwarze Soldaten, in der Arena, nieder. Es sollten noch einige Tests gemacht werden, dann konnte die Produktion beginnen. Sie sollten die Gesichtszüge großer Kämpfer und Filmstars aus der Vergangenheit erhalten. Ich sah großes Unheil über die Imperien kommen. Sobald sich ein Imperator im Vorteil glaubte, würde er einen furchtbaren Krieg beginnen. Ich war froh, dass ich zu diesem Zeitpunkt nicht auf der Erde war. Meine Familie stand zwischen den Fronten. Ich machte mir zwar Sorgen, hoffte aber, dass sie von allen Unruhen verschont blieben.

Es gab auf unserem Deck eine kleine Kaffeestube mit einem Aussichtsfenster, von dem man aus Richtung „Zeta 1 Reticuli“ sehen konnte. Ich stand oft an diesem Aussichtspunkt und bewunderte die Reise durch das Weltall. Einer dieser Sterne vor uns war unser Ziel. Mit diesem Schiff konnte man die Weiten des Universums erforschen. Wie gerne wäre ich dabei, wenn es fremde Galaxien und bewohnbare Welten anfliegt. Vielleicht würden wir Menschen anders denken, wenn wir begreifen würden, wie fantastisch das Universum ist, und wie viele Geheimnisse es in sich birgt. Wir könnten so viel lernen, wenn wir offen wären für diese Erkenntnisse. Von hier aus konnte man die Schönheit des Universums besser begreifen, als von der Erde aus.

Ich stand jeden Tag an diesem Ort und sah, wie die fremde Sonne immer größer wurde. Ich erwartete unsere Ankunft sehnsüchtig herbei. Hier konnte ich nichts erreichen. Ich durfte nicht zu den Bürger Zions, und Lark zeigte sich auch nicht mehr. Ich wusste, dass die Augen der Aliens auch auf mir ruhten, doch ich fühlte mich, trotz dieser Erkenntnis, einsam und allein.

7. Willkommen auf dem Planet Majdanek

Als wir den ersten Planet des „Zeta 1 Reticuli Systems“ passierten, hatte ich wieder ein beängstigendes Gefühl. Es war ein kleiner kahler steiniger Planet. Wir flogen an einer Raumstation vorbei, die bestimmt zehn Mal größer war als unser Raumschiff. In der Kaffeestube versammelten sich immer mehr Menschen, die den Anflug in ein fremdes Sonnensystem miterleben wollten. Ich bewunderte jeden Planeten, an dem wir vorbeiflogen. Mich interessierten die Ereignisse auf der Erde derzeit wenig. Ich beneidete Nina, denn sie wusste genau wo sie hin gehörte. Meine Stellung in der Gesellschaft Edens war dermaßen sicher und gefestigt, dass ich daraus scheinbar nicht mehr entkommen konnte. Ich hatte auch Angst, so zu enden wie Charly. Majdan war auch keine Lösung. Der Planet war unter der Kontrolle des Imperators. Ich wollte die Aliens fragen, warum sie das immer noch zulassen. Aber die Antwort wusste nur Nina und die Bürger Zions. Nina sagte mir nichts. Ich wusste nicht, wie es weiter gehen sollte.

Endlich näherten wir uns Majdan. Wie gebannt, schauten wir dem immer größer werdenden Planeten entgegen. Ich erkannte jedoch kaum Wolken oder bewohnbare Landmassen. Ich sah nur Meere und große Wüstengebiete. Die Cafeteria wurde schlagartig leerer. Alle Urlauber und das gesamte Ablösepersonal stürmten in die Hangars. Ich hatte es weniger eilig. Meine hohe Stellung sicherte mir ohnehin einen Platz in einem der ersten Zubringerschiffe. Ich ging in mein Quartier, um meine Sachen zu packen. Nina war nicht mehr da. Sie war zu ihren Freunden gegangen. Als wir mit dem Zubringerschiff den Planet anfliegen, verspürte ich erneut dieses unangenehm fremdartige Gefühl. Das war nicht der Ort, wo ich sterben wollte. Ich war noch nicht richtig angekommen, da wollte ich wieder zurück. Vielleicht sollte der Mensch doch lieber da bleiben, wo die Seelen seiner Väter sind. Der Planet war so anders als die Erde. Wir überflogen weite Wüstengebiete. Ich erkannte uralte verfallene steinerne Bauwerke. Sie waren offenbar Bestandteile ehemaliger Städte, die seit Urzeiten verlassen waren. Alles deutete auf eine ehemalige hochentwickelte Zivilisation hin. Ich fragte mich, was aus ihr geworden war. Meine Frage wurde beantwortet, als wir glasartige Kuppeln überflogen, die einen Durchmesser von

mehreren Kilometern hatten. Darunter befanden sich bewohnte Städte. Ich fand es lächerlich, dass der Imperator diesem Planeten seinen Namen gab. Er wusste sicher nicht, was die Aliens wirklich vorhatten. Ich fragte mich, was eine Zivilisation, die einen solch toten Planeten bewohnte, uns Menschen lehren wollte. Die einzige Vegetation, die ich entdeckte, war in der Nähe der beiden Pole und um einige seltsame Fabriken herum, die – wie ich später erfuhr - Sauerstoff erzeugten. Wir landeten in einem einhundert Meter tiefen Krater, der nach der Landung über uns verschlossen wurde. Als ich das Schiff verließ, traf ich Lark wieder. Er erklärte mir, dass die Atmosphäre zu viel Kohlendioxid und nur ein Drittel des Sauerstoffs der Erde enthält. Es würde noch lange Zeit dauern, bis sie die vergiftete Atmosphäre wieder regeneriert hätten. Er führte mich in eine unterirdische Welt, deren Größe ich nicht überblicken konnte. Die Felswände, die ich sehen konnte, leuchteten in einem fahlen hellblauen Licht. Lark zeigte mir Pflanzen und Tiere, die ebenfalls leuchteten. Er erklärte mir:

„Wir schufen ein unabhängiges unterirdisches Ökosystem, weil unsere Welt oben unbewohnbar wurde. Ja, auch wir haben eine äußerst unschöne Vergangenheit. Doch unsere Zukunft ist

gesichert. Eines Tages wird unser Planet wieder bewohnbar sein. Dann wird es wieder Flora und Fauna geben wie einst, vor langer Zeit.“

Diese Zivilisation hatte also einst ihren Lebensraum zerstört und musste in gigantischen Höhlensystemen oder geschützten Kuppelstädten leben. Diese Schwelle zu einem humanen Zusammenleben musste wohl jede Zivilisation einmal durchstehen.

„Ich muss nun gehen“, meinte Lark. „Ein Fluggleiter wird dich abholen und zum Lager bringen. Sie nennen es Majdanek. Du weißt sicher warum.“

Die unterirdische Welt war wirklich so groß, dass man mit einem Fluggleiter darin umherfliegen konnte. Bei mir war noch das Ablösepersonal. Diese Soldaten bestaunten die Welt ebenfalls, was mich sehr wunderte. Es waren doch ausschließlich, gezüchtete Soldaten. Dass sie einen Sinn für das Besondere hatten, hatte ich ihnen nicht zugetraut. Sie waren nicht so gefühllos, wie sie eigentlich sein sollten; oder sie hatten sich, mit der Zeit, verändert. Wenn das so war, hatten die Führer der Imperien schon bald ein Problem.

Der Fluggleiter überflog eine unwirkliche Welt. Die Farben der Natur waren so anders, als auf der Erde. Ich sah bunte

Sträucher die hoch, wie die Bäume der Erde, in den Himmel wuchsen. Die Dunkelheit wurde von bunt leuchtenden Pflanzen und kleinen Tierarten, in verschiedenen Farben, immer wieder gebrochen. Die vielen unterschiedlichen Lichtquellen gaben der fremden Natur ein märchenhaftes Aussehen. Viele Tiere und Pflanzen waren auf das Licht ihrer Nachbarn angewiesen. Sie lebten voneinander und miteinander. An den leuchtenden Felswänden wuchsen hellblaue Sträucher mit breiten langen Blättern. Diese unterirdische Welt sah, mit ihren kleinen putzigen Tieren, sehr anmutig und friedlich aus. Wir überflogen einen seltsamen Wald. Die Äste der Bäume waren, im Gegensatz zu den Stämmen, sehr dünn. Sie hingen schlaff zum Boden herab; bis auf die Äste, die von gasgefüllten ballenartigen Blüten hoch hinauf gezogen wurden. Einige dickere Kugeln leuchteten abwechselnd in verschiedenen Farben. Sie erinnerten mich an unsere Weihnachtsbäume, die wir mit bunten Kugeln schmückten. Ich sah, wie einige große Kugeln die besonders hell leuchteten, abrissen und davon schwebten. Wir überflogen einen See, dessen Ufer von spinnenartigen Tieren übersät war. Er hatte einen Durchmesser von zehn Kilometern. An seinem rechten Ufer türmten sich mächtige weiße Kristalle, als wenn sie jemand auf

einer Halde gelagert hätte. Das linke Ufer war flach und nur spärlich bewachsen. Ich konnte dort einen Weg erkennen, der um den See herum führte. Tiere, die nur entfernt an Elefanten erinnerten, zogen mächtige große Karren hinter sich her. Die Elefantentiere hatten vier kurze Hinterbeine und zwei mächtige starke Vorderbeine. Ihre mächtigen Stoßzähne ragten, wie die Hörner eines Stieres, bedrohlich gerade nach vorne. Hinter dem Weg waren hohe bewachsene Felsplateaus, von denen einige fast bis unter die mächtige Höhlendecke reichten. In zwei Felsplateaus erkannte ich große runde Bullaugen. Diesen Weg konnte offenbar niemand unkontrolliert passieren. Vor uns in der Ferne, erkannte ich dann das Lager. Es war von kleinen sehr steilen Bergen umgeben. Zwischen den vorderen Bergen war eine Mauer errichtet, auf der ich acht Türme mit goldenen Zinnen erkannte. In der Mitte war ein großes Tor und daneben ebenfalls zwei Türme mit goldenen Zinnen. Der Weg, der an dem See vorbei führte, mündete in dieses Tor. Vor dem Lager war die Natur doch etwas erdähnlicher. Es gab Hügel, die üppig bewachsen waren. Dort standen Bäume, deren mächtige Stämme ihre Baumkronen weit hinauf unter die Licht spendende Höhlendecke reckten. Vor der Mauer standen einige orientalisch wirkende Wohngebäude. Diese unterirdische Welt

war zwar groß, aber das konnte nicht alles sein. Ich war fest davon überzeugt, dass es weitere Welten in riesigen Höhlensystemen geben musste. Vor dem Tor landeten Transportflugzeuge mit den Gefangenen. In dieser Höhlenwelt war Nina mit ihren Freunden nicht gelandet. Die Urlauber wurden in einer überirdischen Kuppel untergebracht, die man mit einer Transportröhre, die sich rechts neben dem Mauerende befand, erreichen konnte. Der Eingang führte in den rechten Berg hinein. Ich wurde vom Lagerkommandanten empfangen. Er war zwar der Kommandeur der Soldaten, aber er war kein gezüchteter Kämpfer. Die Lagerverwaltung bestand aus dreiundzwanzig normalen Menschen. Es waren alles Offiziere.

„Ich bin General Assmann“, meinte er, wobei er mir freudig seine Hand entgegenstreckte.

Ich erwiderte seinen Gruß und fragte: „Haben wir Zugang zu anderen Bereichen als dieses Höhlensystem und der dazugehörigen überirdischen Kuppel.“

„Wir wissen, dass die Zetas noch andere Wohnstädte hier haben. Der Zugang wurde uns jedoch verweigert“, antwortete er mit einer abweisenden Haltung. Er schien die Sache für nicht so wichtig zu halten.

„Die Zetas haben Menschen von der Erde entführt. Wo könnten sie die Entführten hingebracht haben, General?“

„Sind das etwa Bürger Edens“, fragte er überrascht.

„Nein General Assmann. Es sind Bürger der Provinzen.“

„Ach so. Dann ist das normal. Die Zetas haben schon im zwanzigsten und einundzwanzigsten Jahrhundert Menschen entführt. Es waren, nur nicht so viele.“

Davon wusste ich nichts. „Was haben sie mit den entführten Menschen gemacht.“

„Das wissen wir auch nicht. Das spielt heute auch keine Rolle mehr. Kommen sie! Ich zeige ihnen das Lager, und bringe sie dann in ihr Haus.“

Wir bestiegen einen Wagen, der nur auf der Erde fahren konnte. Er war gut geschützt, sodass uns die Gefangenen nichts anhaben konnten. Das Lager war größer, als es von außen den Anschein hatte. Ich blickte in eine leicht hügelige felsige Gegend, in der es nur kleine palmenartige Bäume gab. Die fünfzehntausend Gefangenen verteilten sich auf einer Fläche von fast zweihundert Quadratkilometer. Es gab keine Hütten oder irgendwelche Unterkünfte. Es dauerte eine Weile, bis wir die ersten Insassen sahen. Sie waren alle nackt und schmutzig. Ich blickte in vorwurfsvoll dreinblickende Gesichter. Es waren

auch viele Frauen unter ihnen. Sie saßen oder lagen alle auf dem steinigen Boden.

„Willkommen auf dem Planet Majdanek!“, rief mir ein dünner alter Mann entgegen.

Wir waren etwa dreißig Minuten unterwegs, bis wir das Ende des Lagers erreichten. Auf der holprigen Fahrt sind mir immer wieder seltsam silbrig glänzenden Säulen aufgefallen, die etwas größer waren als die Palmen. Auf den Spitzen der Säulen waren Kugeln auf dünnen Stäben befestigt. Ich sah mir eine Säule genauer an und erkannte eine Art Gewehrlauf, der wenige Zentimeter aus der Kugel herausragte. In der Kugel war auch eine kleine Kamera montiert. Ich fragte mich, was mich hier noch erwartete.

Wir hielten vor einem Berg, in den mehrere Stollen getrieben waren. Die Arbeiter wurden gerade ausgetauscht. Der General erklärte mir, dass sie ihre Befehle über implantierte Computerchips erhielten. So konnten sie die Gefangenen kontrollieren, bestrafen und zur Arbeit einteilen. Die Arbeiter, die aus den Stollen kamen, waren in einem jämmerlichen Zustand. Sie schleppten sich zu einer Wasserstelle, deren Wasser ich nicht hätte trinken wollen. Dann ließen sie sich irgendwo fallen und schliefen ein. Ich blickte rein zufällig

hinauf zu den Bergen und erkannte auch dort, Bullaugen wie auf einem Schiff. Ich erkannte mächtige Scheinwerfer in den Bergen und Tore, die doppelt so groß waren wie die Stadttore unserer Provinzstädte. Man konnte diese Tore aber nur mit einem Fluggleiter erreichen.

„Wir müssen jetzt das Lager verlassen“, meinte der General. „Die Urlauber wollen ihren Spaß haben.“

Der General lächelte freudig, als er mir das mitteilte. Ich wusste nicht, was er meinte. Er wollte es mir auch nicht sagen. Es sollte eine Überraschung sein. Ich durfte keinen Fehler machen. Deshalb versuchte ich, so streng wie möglich zu wirken.

Die Fahrt zurück dauerte etwas länger. Der General leitete seinen Fahrer immer wieder auf andere Wege um. Das Lager sah jedoch überall gleich aus.

„Ich habe genug gesehen! Fahren Sie wieder hinaus!“, befahl ich schließlich energisch.

Der General wollte mich jedoch noch nicht zu meiner Unterkunft bringen. Es gab ja noch eine Überraschung.

Die Offiziere standen schon freudig und erwartungsvoll auf der Mauer. Zwischen den Mauerzinnen wurden dicke Panzerglasscheiben hochfahren. Ein Soldat gab mir ein

Fernglas, das auf ein Stativ montiert war. Ich konnte damit das ganze Lager überblicken. Meine schlimmsten Ahnungen bestätigten sich schließlich. Die Urlauber waren nicht nur nach Majdan geflogen, um sich von einer anderen Sonne bräunen zu lassen. Sie waren auf Safari. So nannte es jedenfalls einer der Offiziere.

Was ich dann erlebte, war ein geistiger Rückfall in alte fast vergessene Zeiten. Die Bürger Edens lebten zwar in einer technisch weit entwickelten Zukunft; im Geist waren sie jedoch so rückständig, wie in der brutalsten Zeitspanne der Menschheitsgeschichte. Dass sie die Sklaverei eingeführt hatten, war schon schlimm genug. Nun behandelten sie Menschen, die nicht ihrem Volk angehörten, wie Tiere.

Die Tore in den Bergen öffneten sich und zahlreiche Fluggleiter flogen über dem Lager umher. Die Gefangenen liefen wild durcheinander und versuchten sich zu verstecken. Die Fluggleiter kreisten wie ein wildgewordener Bienenschwarm über dem Lager herum. Sie jagten einzelne Gefangene so lange durch die Gegend, bis diese völlig erschöpft liegen blieben. Die Jäger sprangen triumphierend aus ihren Fluggeräten heraus und beugten sich über ihre Opfer. Ein grausames Gemetzel begann, das mir die ganze Boshaftigkeit

und Abscheu der Menschen Edens präsentierte. Stolz ließen sich die Jäger mit den niedergemetzelten Gefangenen fotografieren. Wer eine junge Frau erwischte, hatte gute Beute gemacht. Alte Männer waren nicht so gute Opfer. Wer Stärke und Entschlossenheit im Reich zeigen wollte, musste einmal hier gewesen sein und gute Beute gemacht haben. Wer das nicht tat, galt als Schwächling. Mit Abscheu blickte ich durch mein Fernglas. Ich sah die verzweifelt kämpfenden Gefangenen. Ich sah, wie sie sich voller Angst und mit letzter Kraft, zu wehren versuchten. Und ich sah, mit welcher Unbarmherzigkeit ihnen dann die Kehle durchgeschnitten wurde, oder wie sie mit bloßen Händen erwürgt wurden. Ich schloss meine Augen und tat so, als würde ich weiter durch das Fernglas sehen. Ich wusste, dass sie das eines Tages auch von mir erwarteten. Doch würde es wirklich soweit kommen? Ich begann daran zu zweifeln. Ich fragte mich umso mehr, was die Zetas für ein Spiel spielten? Wenn sie der Menschheit helfen wollten, konnten sie das unmöglich unterstützen.

Das Schauspiel ging weiter. In den Bergen wurden weitere große Tore geöffnet, von deren Existenz sogar der General nichts wusste.

„Was geschieht denn da?“, fragte er seine Offiziere erstaunt.

Doch die eben noch jubelnden Soldaten verstummten ratlos. Es wurden weitere Gefangene, durch die geheimen Tore, in das Lager gebracht.

„Das sind doch die Menschen aus den Provinzen“, sagte ich.

Ich erkannte meine ehemaligen Freunde aus der Menge heraus. Mit der guten Behandlung im nachgespielten Paradies war es offenbar jetzt vorbei.

„Na ja, dann haben wir eben ein paar Gefangene mehr“, meinte der General unsicher.

Aber er wartete, wie ich, auf die nächste Überraschung.

„Ich brauche einen Fluggleiter, aber sofort“, befahl ich.

„Ah, sie wollen sich an der Jagd beteiligen. Selbstverständlich brauchen Sie sich keine Abschussgenehmigungen zu kaufen. Sie können erlegen so viele sie wollen. Mein privater Fluggleiter steht ihnen zur Verfügung. Kommen sie, er steht hier neben dem Eingang!“

Ich stieg ein und flog so schnell es ging zu den Menschen, die ihr neues Land Zion nennen wollten. Diese Menschen waren früher einmal meine Freunde. Es gelang mir, einige Urlauber von ihnen abzudrängen. Sie erkannten mich und verstanden offenbar, dass ich diese Leute für mich haben wollte. Ich sah in der Ferne, wie ein Fluggleiter die so sehr

begehrten jungen Mädchen jagte. Ich erkannte Nina und Natascha. Sie waren schon fast am Ende. Mit ihren Strahlenwaffen lähmten die Urlaubsjäger die Mädchen. Ich sah mit entsetzen, wie sich zwei Jäger an den Mädchen zu schaffen machten. Sie banden ihnen Stricke um den Hals und zogen sie an einem Kran hoch, der eigens zu diesem Zweck an den Fluggleitern angebracht wurde. Der Ausleger war so konstruiert, dass man drei Opfer gleichzeitig hängen konnte. Es gelang mir, dicht bei ihnen zu landen. Mit einem Strahlengewehr erschoss ich den einen Jäger. Den Anderen erschlug ich mit dem Gewehrkolben. Ich war so wütend, dass ich zum Mörder wurde. Dann befreite ich schnell die zappelnden Mädchen, die daraufhin röchelnd am Boden lagen.

Ich lud die beiden in meinen Fluggleiter und wollte den Ort des Schreckens verlassen. Doch er versagte den Dienst. Auch die Fluggleiter der Jäger funktionierten nicht mehr richtig. Nach und nach stürzten sie alle ab. Plötzlich waren die Jäger, von Panik erfasst, mitten unter ihren Opfern gefangen. Die Türen der Fluggleiter öffneten sich und ließen sich nicht mehr schließen. Die Urlauber schossen wild um sich. Doch dann funktionierten auch ihre Gewehre nicht mehr.

Der General wollte mich dort wieder herausholen.

„Schnell, wir müssen etwas tun!“, befahl er seinen Soldaten. „Aktiviert die Schussanlagen! Dort können sich die Urlauber in Sicherheit bringen.“

Die Schussanlagen wurden von den Soldaten kontrolliert. Sie funktionierten auch noch. Aber nur so lange, bis sich alle Urlauber an den nächstgelegenen silbernen Masten gerettet hatten. Dann versagten auch sie ihren Dienst. Der General wurde immer nervöser.

„Die schwarzen Truppen sollen sich aufteilen und die Urlauber retten. Notfalls mit bloßen Händen“, schrie er seine Soldaten an.

„Was ist mit den implantierten Computerchips, Major Sandmann? Warum haben Sie die Gefangenen nicht schon längst schlafen gelegt?“

„Herr General“, sagte der Major verlegen, „ich fürchte, dass bei uns nichts mehr richtig funktioniert. Wir haben die Kontrolle komplett verloren. Auch unsere Waffen funktionieren nicht mehr.“

Der General tobte und schrie wütend herum. „Was ist mit diesen verdammten schwarzen Hohlköpfen los? Ich sagte doch, die sollen raus laufen, die Urlauber schützen und Herr Eder rausholen.“

General Assmann lief die Treppe herunter und stürmte auf einen schwarzen Soldaten zu. Die gezüchteten Elitesoldaten hatten längst begriffen, dass niemand mehr Macht über sie hatte. Sie hatten sich mit den Jahren, geistig weiter entwickelt. Man hatte sie nie wie Menschen behandelt. Die gefühllose Behandlung, die sie immer wieder über sich ergehen lassen mussten, weckte in ihnen Zorn und Hass. Das waren die ersten Gefühle, die diese gezüchteten Wesen erlernten. Das hatte sie geprägt, und zur Gefahr gemacht.

Als der General einen schwarzen Soldaten schlagen wollte, nahm er seinen Vorgesetzten am Kragen und schleuderte ihn, im hohen Bogen, gegen die Mauer. Taumelnd, und mit einer Platzwunde am Kopf, kam der General wieder zu seinen Soldaten auf die Mauer zurück.

„Wir flüchten in die Bunker der Plateaus“, befahl er leise. Er wusste nicht, was geschehen war. Aber er wusste, dass sie sich sofort in Sicherheit bringen mussten. Für die Urlauber konnten er nichts mehr tun. Sie wurden noch grausamer hingerichtet, wie sie es mit ihren Opfer gemacht hatten. Die schwarzen Truppen konnten sehr gut für sich selbst sorgen. Das Wachpersonal war offenbar nur noch in diesen Bunkern, die sich in den Plateaus befanden, sicher. Ich sah mich um und

wusste: Das war eindeutig ein seltsames Spiel der Zetas. Bald schon würden sie ihr wahres Gesicht zeigen.

Die Jäger wurden nach und nach grausam getötet. Sie wurden erschlagen und so lange gefoltert, bis sie starben. Ihre schmerz- und angsterfüllten Schreie werde ich nie vergessen. Ich bekam es mit der Angst zu tun. Was würden sie mit mir machen. Die Menschen aus den Provinzen kannten mich. Außerdem hatte ich zwei von ihnen, das Leben gerettet. Das wussten sie auch. Nina und Natascha sagten gar nichts.

Blut klebte an ihren Händen, als sie langsam auf mich zu kamen. Ich dachte, mein Ende wäre gekommen. Dann erkannte ich Nick; Nataschas Bruder. Natascha fiel ihm weinend in die Arme.

Sie beschlossen, mich vorerst am Leben zu lassen. Ich bekam aber dennoch ihren ganzen Hass zu spüren. Sie warfen mich zu Boden und rissen mir die Kleider vom Leib. Ich wurde nackt an die Stricke gebunden, an denen eben noch Nina und Natascha um ihr Leben kämpften. Und, als ob das nicht genug wäre, legten sie mir noch einen Strick um den Hals. Dann zogen sie meine Arme hoch, dass ich gerade noch stehen konnte. Sie machten sich einen Spaß draus, immer wieder den Strick am Hals stramm zu ziehen, sodass ich mich immer

wieder an den gefesselten Armen hochziehen musste. Sie schlugen und schändeten mich, bis ich keine Kraft mehr hatte. Nina und Natascha zeigten keine Spur von Hilfsbereitschaft oder Mitgefühl. Ich glaubte, Hass und Verachtung in ihren Augen zu erkennen. Aber ihre Blicke verrieten auch Verwirrung. Sie wussten offenbar nicht, wie sie mich einzuschätzen hatten. Das konnte ich ihnen nicht übel nehmen. Das wusste ich ja selbst nicht.

Ich weiß nicht, wie lange ich dort hing. Als ich aufwachte, schmerzten meine Arme entsetzlich. Ich konnte den Boden nicht erreichen. Sie hatten mich zu hoch gezogen. Ich war alleine. Von den Anderen war nichts zu sehen. In den Bergen wurde wieder eine Tür geöffnet. Ein Fluggleiter, wie ich ihn noch nie zuvor gesehen hatte, kam langsam auf mich zugeflogen. Er schimmerte blau-transparent, wie ein gigantischer Edelstein. Nun sah ich auch wieder Nick und einige seiner Gefolgsleute. Er hatte hier längst das Kommando übernommen. Er war offenbar ein geborener Führer. Das seltsame Flugobjekt landete direkt vor mir. Nick und seine Leute wurden von einem unsichtbaren Kraftfeld zurückgehalten. Plötzlich stand Lark mit einigen anderen Zetas vor mir.

„Jetzt erzähle mir bloß nicht, dass du das alles nur deshalb machst, weil du die Menschheit retten willst“, sagte ich mühsam.

„Jetzt spürst du am eigenen Leib, wie grausam die Menschen sind“, meinte Lark verachtungsvoll. „Sie sind es nicht wert, dass man sie rettet. Es war immer so und es wird immer so sein. Wir werden dieses endlose Desaster nun beenden. Die Erde gehört uns. Es wird noch lange dauern, bis unser eigener Planet so schön ist, wie er einmal war. Bis dahin werden wir auf der Erde leben. Wir wollen nicht mehr in unseren Unterwelten dahin vegetieren. Die Städte auf der Oberwelt, die unter den Kuppeln liegen, werden für uns mit der Zeit zu klein. Wir wollen keine neuen Städte bauen. Die Erde hat alles was wir brauchen. Die Menschen, die jetzt noch darauf leben, werden sich selbst vernichten. Vielleicht müssen wir sie etwas motivieren. Das haben wir, in der Vergangenheit, schon einige Male getan. Doch sie hatten sich immer wieder von Krieg und Terror erholt. Das ist nun anders. Das Kapital war schließlich unser bester Verbündeter. Eure grenzenlose Habgier wird euer Untergang sein. Wir müssen nur warten, bis euch diese Habgier völlig vernichtet. Dass das einmal geschieht, wussten wir schon lange. Bereits im zwanzigsten Jahrhundert, kurz

nach dem zweiten Weltkrieg, erkannten wir diese Entwicklung. Wir mussten nur warten, bis die Erde für uns frei sein wird. Die Menschheit ist an ihrem Untergang selbst Schuld. Und niemand im Universum wird euch auch nur eine Träne nachweinen. Der letzte große Krieg wird schon bald auf der Erde beginnen. Wir werden nur dafür sorgen, dass die Menschen sich selbst, aber nicht diesen schönen Planeten vernichten. Er wird unsere neue Heimat sein. Ihr könnt gerne hier bleiben. Ihr werdet hier alles finden, was ihr zum Überleben braucht. Ihr bekommt Waffen, denn ihr werdet kämpfen müssen. Euch werden Türen zu unseren anderen Unterwelten geöffnet. Ihr werdet mit Gefahren konfrontiert, wie ihr sie bisher noch nicht kanntet. Wir haben Lebewesen von anderen Planeten hier hergebracht, die euch das Fürchten lehren werden. Hier, in unseren Unterwelten, haben wir alles Böse vereint, was wir in den uns erreichbaren Welten finden konnten. Ihr Menschen seid ein Teil davon. Es muss einen Platz im Universum geben, wo sich das Böse austoben kann, damit das Gute irgendwo anders Frieden findet. All die Jahrtausende war ein großer Teil des Bösen auf der Erde, denn da hat es sich wohl gefühlt. Nun wird das Zentrum des Bösen hier sein. Ihr seid ja gewohnt zu kämpfen. Wenn ihr klug seid,

versucht ihr eine Stadt in der Oberwelt zu erreichen. Diese Stadt könnt ihr besser verteidigen. Die Korridore die dort hinführen, sind alle verschlossen. Gebt euch keine Mühe! Ihr könnt die Eingänge nicht öffnen. Es gibt jedoch einen Geheimweg dahin. Ihr müsst ihn nur finden. Hier unten habt ihr wohl kaum eine Chance, auf Dauer zu überleben.“

„Wenn das Böse nur hier existieren soll, müsst ihr auch hier bleiben, Lark. Dein Volk ist nicht besser als die Menschen. Was bildet ihr euch eigentlich ein? Ihr habt euren Planet zerstört und Wesen von anderen Planeten entführt. Ihr seid viel schlimmer als wir.“

„Du verstehst gar nichts John. Und dein Volk versteht es auch nicht.“

Lark verschwand wieder. Er verriet mir jedoch noch den Geheimgang zu der Stadt, die über unserer Höhlenwelt lag. Mit dieser Kenntnis hatte ich wieder einen Trumpf in der Hand, mit dem ich mich aus meiner misslichen Lage befreien konnte.

Meine Peiniger kamen langsam und drohend auf mich zu. Ich fragte mich, was sie nun schon wieder mit mir vorhatten. Sollte die Folter etwa weiter gehen? Doch es kam nur eine Frage von Nick: „Was hat er gesagt?“

„Lasst mich runter!“, befahl ich. „Sonst werdet ihr nie erfahren, wie ihr eure Haut retten könnt.“

Ich verriet ihnen das große Geheimnis. Es ging ja auch um mein Leben:

„Ihr müsst im westlichen Stollen den dritten Seitenarm weiter treiben. Noch ein paar Meter, dann erreicht ihr einen Zugang, der zur Oberstadt führt. Ihr findet dort Waffen. Die werdet ihr brauchen. Lark sprach von einer großen Gefahr, die auf uns zukommt.“

„Gut, wir gehen alle zu den Stollen um dort Schutz zu suchen“, befahl Nick den anderen Gefangenen. „Bis der Gang freigelegt ist, müssen wir uns in den Stollen verteilen. Wir haben nicht genug Platz darin, um alle aufzunehmen. Darum müssen wir uns beeilen. Ich bleibe mit ein paar kräftigen Kämpfern draußen. Dieser Verräter bleibt auch draußen. Es sieht so aus, als könnte auch er gut kämpfen. Fangt an!“

Die Waffen der Jäger funktionierten wieder. Es waren allerdings zu wenige. Wir konnten damit die Eingänge der Stollen und die Menschen, die nicht hinein konnten, nur dann ausreichend verteidigen, wenn sich die Waffenträger geschickt verteilten und ihre Standorte nicht verließen. Nick organisierte das alles und er sorgte auch für eine ständige Wachablösung.

Noch wussten wir nicht, welche Gefahr uns drohte, doch das sollte sich schon bald ändern.

Wir fanden acht Ferngläser in den abgestürzten Fluggleiter. Damit ausgerüstet, beobachteten einige Wachen ständig die Gegend. Weit in der Ferne lag die große Mauer. Dort hielten sich immer noch die schwarzen Soldaten auf. Das verschaffte uns etwas Zeit. Die Tore zu den Welten die Lark beschrieb, lagen alle vor dieser Mauer. Die Soldaten wurden schon bald in üble Kämpfe verwickelt. Erst waren ihre Gegner noch zu besiegen. Doch dann wurden die Monster immer größer und gefährlicher. Die Evolution musste offenbar auf anderen Planeten ganz andere Wege gegangen sein, als auf der Erde.

Ich sah in den Gesichtern der Beobachter blankes Entsetzen und große Furcht. Sie berichteten von großen dreibeinigen Monstern mit runden Köpfen und breiten Mäulern mit dicken roten Lippen. Sie hatten lange spitz zulaufende Hände, mit denen sie auf die Soldaten einstachen. Dann öffneten sie ihre Hände zu einem großen Trichter und umfassten damit die Köpfe der Soldaten. Was übrig blieb, war ein blutleerer Körper. Die Monster brüllten mit einem dunklen grollenden Ton, den man sogar bei uns noch hören konnte. Dennoch gelang es den schwarzen Soldaten, die Kreaturen zu besiegen.

Ihre Körperkraft war überwältigend. Von den ursprünglich dreißig schwarzen Wachsoldaten waren nach diesem Kampf noch siebzehn übrig.

„Die könnten wir hier gut gebrauchen“, meinte Nick.

„Ich gehe hin und rede mit ihnen, wenn du willst“, schlug ich ihm vor. Ich wusste selbst nicht, was mich dazu trieb, das zu sagen. Denn im nächsten Moment bereute ich auch schon wieder diesen Vorschlag. Aber Nick schien er zu gefallen.

„Du hast Mut. Das muss man dir lassen“, antwortete er. „Das ändert aber nichts an deiner Lage. Zu uns wirst du nie gehören. Du kannst gehen! Aber eine Waffe bekommst du nicht. Die brauchen wir selbst.“

Ich hatte keine Lust dort alleine und auch noch unbewaffnet hinzugehen. Darum spielte ich wieder eine gute Karte aus.

„Ihr solltet gut auf mich aufpassen! Ihr wisst noch nicht alles. Lark hat mir noch mehr erzählt.“

Nick sah mich wütend an. Dann meinte er: „Na gut, ich komme mit. Aber ich warne dich. Wenn du mich reinlegen willst, werde ich dich erschießen.“

„Einverstanden, Nick. Gehen wir!“

Nick hatte auch eine Waffe. Er war aber der einzige Waffenträger, der keine Wache schieben musste. Er war ja

auch der Anführer der Gefangenen; und das waren Tausende. Selbst der alte Hans Ebert, der mittlerweile der Präsident der Menschen Zions war, ordnete sich ihm unter.

Wir marschierten los. Inzwischen waren drei Tage vergangen. Das dachten wir jedenfalls. Genau wussten wir das nicht. Wir hatten keine Möglichkeit die Zeit zu messen. In dieser Höhle, unter einer fremden Sonne, war unser Zeitgefühl völlig durcheinander geraten. Ich hatte kein gutes Gefühl, als ich der Mauer entgegen marschierte. Nick war immer ein paar Schritte hinter mir. Er redete nicht viel. Ich wollte ihn aber doch in ein Gespräch verwickeln.

„Ich möchte mit dir reden, Nick“, sagte ich vorsichtig. Ich bekam keine Antwort.

„Ich hatte alles für deine Schwester getan, was ich tun konnte. Ich bin kein Freund des Regimes. Ich bin da hineingeraten, ohne dass ich es wollte.“

„Du hast dich doch wohl gefühlt, dort. Gib es zu!“

„Oh ja Nick, das stimmt. Diese Welt ist wie eine schöne verführerische Frau. Man ist ihr erlegen, bevor man es richtig bemerkt.“

„Ich habe von dieser verführerischen Frau nur die grausame Seite gesehen, John.“

„Ich kenne nun beide Seiten. Diese Welt wird untergehen. Das hat Lark mir erzählt. Ich glaube ihm das.“

Nick zögerte etwas. Dann fragte er: „Natascha hat mir nicht alles erzählt. Ich soll sie nicht mehr danach fragen, meinte sie. Sag du mir, was sie erlebt hat!“

Ich wollte ihm auch nicht die ganze Wahrheit sagen. Jedenfalls zu diesem Zeitpunkt nicht.

„Ich kann dir jetzt nur eines sagen Nick: Sie ging durch die Hölle. Lass ihr Zeit! Irgendwann wird sie darüber reden können. Ich sage es dir, wenn du etwas mehr Vertrauen zu mir hast.“

Den Rest des Weges schwiegen wir beide. Die Soldaten hatten uns längst bemerkt. Ich sagte zu Nick, dass er fünfzig Schritte hinter mir bleiben sollte. Ich wollte nicht, dass sie uns als Bedrohung ansahen. Sie hatten sich nicht die Mühe gemacht, ihre toten Kameraden zu beerdigen. Ich sah in die toten Gesichter der Gefallenen. Sie hatten im Kampf ihre schwarzen Masken verloren. Ich sah in bleiche, nichts aussagende, formlose Fratzen. Sie hatten große breite Nasen, breite Munde und ungewöhnlich große Augen. Die schwarzen Soldaten waren in Wahrheit bleiche bedauernswerte Geschöpfe. Auch Nick verzog das Gesicht, als er sie sah.

„Das sind doch keine Menschen“, hörte ich ihn sagen.

Menschen waren sie wirklich nicht. Sie waren speziell gezüchtete Wesen, mit besonderem Knochenbau, starken Muskeln und Sehnen. Sie waren stark, widerstandsfähig und ausdauernd. Ohne Masken sahen sie aus wie Frankensteins Monster; eher noch schlimmer. Ich war mir plötzlich nicht mehr so sicher, ob man mit ihnen reden kann. Vorsichtig näherte ich mich einem besonders großen Klonsoldat, der sich mir regelrecht in den Weg stellte. Ich breitete meine Arme aus und rief ihm zu:

„Ich möchte mit euch reden. Wollt ihr mir zuhören? Wir kommen in friedlicher Absicht.“

„Du bist ein großer Herr. Ich kenne dich“, hörte ich ihn sagen. „Bekommen wir von dir neue Befehle?“

„Nein, keine Befehle. Ihr seid frei. Ihr könnt selbst entscheiden was ihr wollt. Ich will euch nur um etwas bitten.“

„Frei?“, fragte er leise. „Wir waren noch nie frei. Wir wurden geschaffen um zu gehorchen, zu kämpfen und zu sterben. Frei sollten wir nie sein.“

Er redete mühsam langsam, so, als ob er unsere Sprache gerade erst gelernt hätte. Diese Wesen redeten wenig. Sie wurden nicht geschaffen, um zu denken oder zu reden. Es

waren Kampfmaschinen, deren Intelligenz aufs Überleben beschenkt war. Sie waren programmiert wie Roboter, oder wie die Androiden, von denen der Imperator sprach. Diese Wesen hatten mit den Jahren allerdings etwas gelernt, was man nicht für sie vorgesehen hatte: Sie lernten menschlich zu empfinden.

„Wie nennt man dich? Wie ist deine Bezeichnung?, fragte ich ihn vorsichtig.“

„Meine Einheit wird mit Z1 bezeichnet. Die anderen stammen aus der W12 bis W51 Reihe.“

„Z1, ich möchte, dass ihr eure Masken abnehmt und mit uns kommt. Auch wir haben starke Kämpfer. Zusammen sind wir stärker. Wir haben sogar Waffen, die wieder funktionieren. Mit euren Messern könnt ihr gegen die Monster auf Dauer nichts ausrichten.“

„Wir hatten Waffen. Es gab noch im Magazin Schusswaffen aus alten Beständen. Die funktionieren noch mit Patronen. Doch der General hat sie alle mitgenommen.“

„Ich möchte zu gerne wissen, ob sie es bis zu den Plateaus geschafft haben. Außerdem passt es mir nicht, dass die Zetas unsere Waffen ein- und ausschalten können, wie es ihnen passt. Da sind mir die alten Waffen doch lieber.“

„Sehen wir doch nach“, meinte Nick entschlossen. „Ich gebe den Anderen ein Zeichen, dass sie wissen was wir vorhaben. Ich denke, der General ist längst tot. Davon würde ich mich gerne überzeugen. Außerdem gibt es dort eine Kommunikationsanlage, mit der wir die Erde erreichen können. Ich bin zwar kein Freund des Imperators, aber die sollen wissen, was die Zetas vorhaben. Vielleicht ist es noch nicht zu spät. Du aber, solltest deine Rolle als Freund des Imperators weiter spielen. Ich beginne zu verstehen, wie wichtig das für uns sein kann.“

„Na endlich begreifst du es“, sagte ich erleichtert.

„Das bedeutet nicht, dass wir Freunde werden. Die anderen Menschen in dieser Höhle mögen dich immer noch nicht. Für sie bist und bleibst du ein Verräter.“

„Kommt ihr mit, wenn wir zu den Plateaus marschieren?“, fragte ich Z1.

„Wir nehmen nur fünf Soldaten mit“, meinte Nick. „Mir wäre lieber, wenn die anderen zwölf Soldaten das Tor endlich schließen würden und auf der Mauer Wache halten. Sie könnten unsere Leute besser schützen. Ich frage mich ohnehin, warum sie das Tor nicht schon längst geschlossen hatten.“

„Ohne Befehlshaber oder klare Befehle sind sie hilflos, Nick. Außerdem hatten sie nicht erkannt und gewusst, dass die Gefahr nur von der Außenseite der Mauer kommt.“

Nick gab seine Waffe Z1, der mit uns kam. Der konnte wesentlich besser damit umgehen. Das Vertrauen, das er plötzlich entwickelte, wunderte mich sehr. Aber es war wirklich besser so. Z1 konnte schneller und genauer damit schießen. Die Zetas spielten wirklich noch mit uns. Als wir das Lager verlassen hatten, gaben uns die Soldaten, die bei der Mauer geblieben waren, ein Zeichen, dass auch ihre Waffen wieder funktionierten. Wir wollten aber nicht mehr umkehren. Das Spiel der Zetas wollten wir nicht mitspielen. Unser Weg führte an einer Weide vorbei, wo die riesigen Elefantentiere friedlich grasten. Für die gegenwärtigen Monster, waren die zahmen Tiere offenbar zu groß. Wir nutzten diese Gelegenheit. Ich hatte einmal in einem Buch gelesen, dass man früher bei der Großwildjagd ebenfalls Elefanten einsetzte.

Es dauerte einige Zeit, bis wir verstanden wie man mit den Elefantentieren umgeht. Ohne Nick hätten wir das nie geschafft. Er war bei einigen Transporten mit dabei. Wir sattelten drei Tiere. Darauf hatten wir alle genügend Platz. Mir war wesentlich wohler, auf dem Rücken dieser beachtlichen

Geschöpfe. Von den dreibeinigen Monstern war nichts mehr zu sehen. Aber aus einer Höhle, die mir bei meiner Anreise nicht aufgefallen war, kamen andere, stierköpfige zweibeinige Gestalten heraus gestürmt. Sie hatten diese Höhle kaum verlassen, da entbrannte ein unbarmherziger Kampf mit dinosaurierartigen Zweifüßlern, die an ihren Händen, mächtige Krallen hatten. Sie hackten damit auf die Stierköpfe ein, die ihrerseits mit ihren spitzen Hörnern ihre Gegner aufzuspießen versuchten. Solange sie miteinander kämpften, ließen sie uns in Ruhe. Das wussten wir. Dennoch versuchten wir, unsere Tiere etwas schneller laufen zu lassen. Auch die Elefantentiere wurden unruhig. Sie spürten die fremde Gefahr. In den Wäldern, die auf der anderen Seite des Sees lagen, hörten wir auch seltsame Kampfschreie. Was sich dort verbarg, konnten wir nicht sehen. Die Stimmen der Wälder waren aber auch so schon furchterregend genug. Ich fragte mich, wie sicher wir eigentlich auf den Rücken dieser mächtigen Tiere wirklich waren. Wir hatten die Plateaus fast erreicht, als wir drei tote Offiziere sahen. Sie waren regelrecht zerfleischt worden. So, als ob ein riesiges Etwas, sie auffressen wollte. Z1 zeigte zum See. Dort lag eine riesige Spinne. Sie war fast so groß wie unsere Elefanten. Es gelang offenbar den anderen Offizieren,

dieses Monster zu erschießen. Die Spinne hatte ein Maul wie ein Raubfisch. Die Elefanten wurden immer unruhiger. Schließlich erreichten wir unser Ziel. Die Offiziere waren nicht zu sehen. Es schien uns auch niemand zu bemerken.

Die Eingangstür zu einem Plateau war offen. Wir tasteten uns vorsichtig hinein. Z1 ging voran. Im unteren Bereich standen Fahrzeuge. Eines dieser Fahrzeuge war ein alter Armeepanzer mit einer starken Bordkanone.

„Wenn dieser Panzer noch funktionieren würde, das wäre gut“, sagte ich, ohne eigentlich wirklich daran zu glauben. Hier war offenbar so etwas wie eine große Garage oder ein Hangar. Waffen waren hier keine zu finden. Außer einigen Werkzeugen und Ersatzteilen fanden wir nichts weiter. Z1 reagierte sehr schnell, als hinter mir plötzlich ein großes haariges zweibeiniges Monster auftauchte. Es hatte vier Arme und sah aus, wie eine zu groß geratene haarige Ameise. Dieses Wesen fiel erst nach dem dritten Schuss um. Z1 erhöhte darauf hin die Intensität der Strahlenwaffe. Das kostete zwar mehr Energie, aber anders konnten wir den Gefahren offenbar nicht begegnen.

„Was wird uns oben erwarten“, fragte ich, ohne eine Antwort zu erwarten.

Der Fahrstuhl funktionierte noch. Z1 stand mit der Waffe im Anschlag an der Tür, als wir in das Obergeschoss fuhren. Wir waren auf alles gefasst.

Als sich die Tür öffnete, stand ein Wesen vor uns, das uns durch seine ästhetische Erscheinung in Erstaunen versetzte. Vor uns stand ein zweibeiniger Löwe, mit einem kurzhaarigen blauen Fell mit weißen Streifen. Er hatte eine silbergraue Mähne und trug eine silberglänzende Samthose. Ehe Z1 reagieren konnte, hatte das Wesen ihm die Waffe aus der Hand gerissen. Das ging so schnell, dass wir es kaum sahen. Z1 wollte ihn sofort angreifen; doch ich rief ihn zurück. Irgendwie wusste ich, dass dieses Wesen etwas Besonderes war. Ich ahnte, dass die Zetas nicht das Böse hier in diesen Höhlen vereint hatten, sondern die besten Kämpfer der Galaxie. Die Zetas entführten offenbar gerne Wesen aus anderen Welten, um an ihnen zu forschen. Ich begann zu verstehen: Die Zetas sahen Wesen, die nicht ihren Entwicklungsstand erreicht hatten oder ihrer Meinung nach erreichen konnten, nur als minderwertige Intelligenzen an, mit denen sie tun konnten, was sie wollten. Die Menschen hatten über Jahrtausende hinweg, das gleiche Problem. Und es sah nicht so aus, als ob sich jemals etwas daran ändern sollte.

„Bleibt ruhig!“, hörten wir plötzlich den General sagen. „Euch wird nichts geschehen. Nack ist friedlich. Er wird euch nichts tun.“

Der General saß verletzt in einem Sessel. Seine Offiziere waren alle verschwunden, bis auf Major Sandmann. Er stand an einem Bullauge und schaute hinaus, in die von bössartigen fremden Wesen bedrohte Höhlenwelt.

Wir waren erleichtert. Nack trat zur Seite und machte eine einladende Geste. Wir betraten einen großen Raum mit vielen Monitoren und Instrumenten. Von hier aus konnte man die gesamte Höhle überwachen. In einer Ecke sahen wir dann auch ein zweites Löwenwesen. Das war allerdings kleiner und offenbar weiblich. Sie schien noch sehr jung zu sein.

Nack sagte etwas in einer seltsamen Sprache, deren Laute sicher kein Mensch nachsprechen konnte. Ein kleines Gerät, das er an seinem Handgelenk trug, übersetzte seine Worte.

„Das ist Nuk, mein weibliches Kind.“

Nuk sah uns misstrauisch und irgendwie trotzig an.

„Wir wollen niemanden etwas tun“, sagte ich zu ihr.“

Ich wollte erst einmal die Lage etwas entspannen.

„Wo sind die anderen Offiziere?“, fragte ich den General.

Der antwortete mühsam: „Wir hatten nur wenig alte Schusswaffen. Unser Hauptmagazin ist hier, in diesem Plateau. Wir wollten die alten Waffen holen, da die modernen Strahlenwaffen, die wir von den Zetas erhalten hatten, nicht mehr zuverlässig genug waren. Offenbar spielen diese Aliens mit uns. Auf dem Weg hierher sahen wir Wesen, die vorher nie in dieser Höhle gesehen wurden. Ich konnte mir nicht erklären, wo diese Kreaturen plötzlich herkamen. Um möglichst unauffällig unser Ziel zu erreichen, arbeiteten wir uns bis zu den Höhlenwänden vor. Im Schutz der dort wachsenden Sträucher, schlichen wir langsam unserem Ziel entgegen. Doch diese fremden Bestien sind überall. Meine Leute wurden immer wieder aus dem Hinterhalt angefallen. Ein Offizier wurde von einer Riesenschlange aufgeessen und ein Anderer von einer Riesenspinne. Ich werde den Anblick nie vergessen. Sie hatte ein Gesicht wie eine Menschenfrau, nur viel größer. Wir waren wie erstarrt. Bevor wir reagieren konnten, war unser Kamerad tot. Dieses Geschöpf fauchte böseartig. Wir konnten es mit unseren Schusswaffen schließlich in die Flucht schlagen. Eine andere Spinne sahen wir am See. Diesmal waren wir besser vorbereitet. Wir konnten sie töten. Am schlimmsten sind die Netze. Fragt mich nicht, was das ist! Es sind eben Netze die

leben. Sie umschlingen ihre Opfer und lassen sie nicht wieder los. Wir mussten hilflos mit ansehen, wie zwei Kameraden bei lebendigem Leib verdaut wurden. Als wir endlich unser Ziel erreichten, wurden wir in einen bösen Kampf mit haarigen Ameisenmonstern verwickelt. Wenn Nack nicht gekommen wäre, würden auch der Major und ich nicht mehr leben. Da draußen ist die Hölle los. Ich bleibe hier. Euch haben wir kommen sehen. Darum haben wir auch den Fahrstuhl aktiviert. Aber sonst kommt hier keiner mehr rauf. Hier sind wir sicher.“

Ich sah mir die beiden fremden Löwenwesen etwas genauer an und erfuhr von Major Sandmann, dass sie aus dem System „82 Eridani“ - das zwanzig Lichtjahre von der Erde entfernt war - stammten. Die blauhäutigen Wesen waren technisch nicht sehr weit entwickelt. Ihr Interesse galt eher der Kunst der Philosophie und der Weisheit. Sie waren zwar an wissenschaftlichen Erkenntnissen interessiert, jedoch weniger an technischen Meisterleistungen. Profit und Habgier kannten sie nicht. Sie teilten in ihren Stämmen alles miteinander, was sie hatten oder erarbeiteten. Die Eridianer hatten sich offenbar aus einer Katzenart entwickelt. Sie hatten zwar Körper wie Menschen; aber ihre Augen, Nase und Mund, war

katzenähnlich. Hände und Füße waren Tatzen, mit langen Krallen. Ihre langen weißen Haare und die weißen Streifen in ihrer kurzhaarigen blauen Fellhaut, machten sie zu recht schön anzuschauenden Wesen. Sie waren intelligente friedfertige Wesen, die sich jedoch so schnell bewegen konnten, dass ihnen das menschliche Auge kaum zu folgen vermochte.

Ich erzählte dem General von dem Geheimgang, der zur Oberstadt führen soll. Er wusste davon. Er kannte aber nicht dessen genaue Position.

„Sollen etwa der Major und ich zu euch kommen?“, fragte der General böse lachend. „Die würden uns sofort töten. Nein, wir bleiben hier! Wir können es hier lange aushalten. Wir haben Vorräte genug. Wir schließen die Tür, zu diesem Plateau. Dann ist dieser Raum uneinnehmbar. Wir können von hier aus die ganze Höhle überwachen. Schau nur aus den Bullaugen oder sieh auf die Monitore! In den Wäldern sind überall Kameras installiert. Du kannst das gesamte Grauen von hier aus beobachten. Die Dreibeiner sind auch wieder da. Sie haben sich in den Kampf mit den Stierköpfen und den Dinos eingemischt. In den Wäldern vor dem See sind drei Netze auf Jagd. Und am See lauert ein Vieh, das aussieht wie eine überdimensionale Hand, die auf vier Beinen läuft. Nein, ich

gehe nicht mehr hier raus. Auf uns wartet nur der Tod. Aber nehmt Nack und Nuk mit! Wenn ihr wirklich einen Weg hier rausfindet, sollten die Beiden mitkommen!“

Der General meinte noch, dass der Panzer mit Waffen und Treibstoff ausgerüstet ist und voll funktionsfähig wäre. Er sagte, wir würden alle darin Platz finden. Unsere Elefantentiere waren wieder zu ihrer Herde geflüchtet. Auf ihrer Weide fühlten sie sich offenbar sicherer. Wir waren mehr als froh, dass der alte Panzer noch funktionierte.

Wir erkundigten uns noch über die Funkanlage, mit der man die Erde erreichen konnte. Der General meinte, dass sie nicht mehr funktionierte, dass es ihnen aber bei ihrer Ankunft noch gelungen war, mit der Erde Kontakt aufzunehmen. Er erzählte uns, was derzeit dort geschah:

8. Aufstand der Klonsoldaten

Ich hatte es geahnt. Die schwarzen Soldaten planten einen Aufstand. Der General berichtete von einem Krieg, wie ich ihn nicht erwartet hatte. Nicht etwa die drei Imperien kämpften gegeneinander; sondern die Menschheit gegen gezüchtete Wesen, die zum Töten und Kämpfen geschaffen wurden. Als die ersten Kampfandroiden geplant wurden, begann der Aufstand. Charly war der erste Anführer der geheimen Klonsoldaten. Er gehörte zu einer weiter fortgeschrittenen Art, die zu Spionagezwecken gezüchtet wurde. Die Anführer des Aufstandes wussten, dass sie zuschlagen mussten, bevor die Androidenarmeen der imperialen Reiche ihre volle Stärke erreicht hatten. Sie wussten auch, dass man die Klonsoldaten dann nicht mehr brauchen würde. Das Chaos begann, als wir den Planet Majdan erreichten. Der Imperator hatte seine persönliche Leibgarde schon durch Androidenkrieger ersetzt. Er ging nervös in seinem Stützpunkt auf und ab und hörte eine Schreckensmeldung nach der Anderen.

„Mein Imperator. Die Klonsoldaten haben fast den gesamten Süden unseres Reiches erobert“, berichtete Hans Goldhain mit zittriger Stimme. „Sie haben Fluggeräte und Waffen erbeutet. Sie haben sogar Bomben.“

„Die haben wir auch. Ist die Bevölkerung mittlerweile bewaffnet, Goldhain?“, schrie der Imperator böse.

„Ja, ja mein Imperator. Aber sie haben Angst. Im Süden gab es zahlreiche Tote. Außerdem haben sie dort eine unserer Produktionsstätte für Androiden zerstört.“

„Angst?“, schrie wieder der Imperator. „Dieses Word will ich nie wieder hören. Höchstens das Word Feigling. Und dann auch nur im Zusammenhang mit der Eliminierung dieser Verräter.“

Der Imperator ging nervös zum Fenster. In seinem Umfeld war es den Androiden gelungen, alle Klonsoldaten zu töten. Aber es gab noch zu wenige, um das ganze Reich zu schützen.

„Die Asiaten sind gefallen“, sagte der Herrscher mit leiser nachdenklicher Stimme. „Sie hatten mit der Produktion der Androidenkrieger zu spät begonnen. Wir wissen nur von wenigen, die überlebt haben. Die Amis konnten sich in einen Außenbereich von Megacity retten, wo sie von ihren Androiden geschützt werden. Aber auch die Amis haben noch zu wenig Kämpfer. Ich habe ihnen gesagt, sie sollen sich alle bewaffnen und hier her kommen. Sie beraten noch. Ich denke, dass sie kommen. Auch einige Asiaten, die sich retten konnten,

wollen hier her kommen. Zusammen können wir diese Monster vernichten. Dann bin ich der alleinige Herrscher dieser Welt.“

Er drehte sich zu Goldhain um und meinte weiter: „Sehen Sie Goldhain? Dieser Aufstand hat auch etwas Gutes. Wir bauen unser zerstörtes Eden wieder auf und sind stärker und mächtiger als je zuvor. Wir wurden schon oft angegriffen. Wir widerstanden Armeen und Rebellen. Wir werden auch diesem Angriff standhalten!“

Dann verschränkte er wieder seine Arme auf dem Rücken und ging nachdenklich, mit gesenktem Kopf, ein paar Schritte auf Goldhain zu.

„Goldhain. Unsere anderen beiden Produktionsstätten müssen mit allen Mitteln geschützt werden. Das hat Vorrang, noch vor der Bevölkerung. Sie sollen sich mit ihren Waffen selbst schützen. Wenn wir genug Krieger hergestellt haben, greifen wir den Süden an.“

„Soll ich die Androidenkrieger, die dort bereits im Einsatz sind, abziehen und zu den Produktionsstätten beordern, mein Imperator.“

„Nein, Goldhain, das wird nicht nötig sein. Wir haben hier genug Kämpfer. Nutzen sie diese, um die Produktionsstätte zu schützen. Wir haben in wenigen Tagen genug Krieger, um

einige davon in den Süden zu schicken. Wir dehnen den geschützten Bereich mit jedem neuen Krieger weiter aus. Schicken sie ein paar Androiden runter, die wir hier entbehren können. Sie sollen aber so programmiert werden, dass sie sich nicht sinnlos in den Tod stürzen.“

Der Imperator dachte wieder kurz nach. Dann meinte er weiter:

„Bilden sie unsere Bevölkerung weiter zu Soldaten aus! Versprechen sie den Sklaven Freiheit, wenn sie für uns kämpfen. Sie sollen Kämpfen und Schießen lernen. Das muss alles sehr schnell gehen. Stecken sie die Bevölkerung und die Sklaven in Uniformen und bilden sie Truppen. Es soll so sein, wie in der guten alten Zeit; als die Menschen noch Mut hatten, und nicht vom Luxus verwöhnt waren. Schicken Sie die Soldaten dann in den Süden.“

Der Imperator sah Goldhain eine Weile schweigend an. Dann meinte er:

„Ihnen ist doch klar, wenn die Produktionsstätten vernichtet werden, dass das unser aller Ende ist. Sie wissen was Sie zutun haben! Fangen Sie an!“

Im Süden Edens entbrannte ein schrecklicher Kampf. Die Bevölkerung kämpfte Seite an Seite mit den wenigen Androidenkriegern gegen die, zu allem entschlossenen, Klonkrieger. Ohne die Androiden wäre der Süden bereits ganz in die Hände der Rebellen gefallen.

Die Klonsoldaten verschanzten sich in den Trümmern des zerstörten Südens. Die Androiden waren starke Gegner. Die Führer der Klonsoldaten wussten, dass sie nicht viel Zeit hatten. Sie wussten, dass die anderen Imperien gefallen waren. Der letzte große Kampf sollte hier stattfinden; an dieser Front.

Es kamen zwar nur wenig neue Androiden hinzu, dafür wurden aber menschliche Truppen in großer Zahl an die Front geschickt. Aber nicht nur der Gegner wurde langsam stärker, auch sie bekamen Hilfe aus den gefallen Imperien. Solange Androiden noch im Zentrum zurück gehalten wurden, mussten sie weiter, Land gewinnen. Der große Feldzug begann. Todesmutig stürmten die Klonsoldaten nach vorne. Es gab zahlreiche Tote auf beiden Seiten. Als die Androiden sich zurückzogen, wurden die menschlichen Truppen von den Klonkriegern überrannt. Der Himmel verdunkelte sich. Ein schwerer Sturm zog auf. Es war so, als wolle sich Gott am Kampf beteiligen. Doch ungehindert von Sturm und Hagel

zogen schwarze Krieger gnadenlos durch die Straßen des zerstörten Südens. Wie Geister, oder Geschöpfe aus einer anderen Welt, zogen die Klonkrieger umher. Die menschlichen Truppen waren ihnen nicht gewachsen. Auf den Straßen lagen überall tote Soldaten, die nie richtig kämpfen lernten. Sie wurden einem Feind entgegengeworfen, der in allen Situationen weit besser war als sie. Gnadenlos töteten die schwarzen Soldaten verwundete Menschen. Sie eroberten Straße um Straße, Bereich um Bereich. Die Androiden zogen sich weiter zurück. Immer wieder versuchten menschliche Truppen, die Klonsoldaten aufzuhalten. Und immer wieder wurden sie Opfer eines gnadenlosen Kampfes.

Nichts erinnerte mehr an die Pracht und Schönheit der so scheinbar perfekten Welt. Überall war Feuer und Rauch. Staub von zusammenfallenden Bauwerken zog durch die Straßen. Die Farben leuchteten nicht mehr. Die Lichter waren erloschen; die Musik verstummt, und die einst so sauberen Straßen voller Blut und Tränen. Die einzigen Lichter, die man in den Straßen Südens sah, waren die Todesstrahlen, die aus den Waffen der Klonsoldaten, Tod und Verderben über das Land brachten. So zogen die schwarzen Truppen immer weiter nach Norden, bis die Androiden stoppten, weil sie auf Verstärkung trafen. Die

letzte große Schlacht hatte begonnen. Androiden aus allen Imperien waren hier versammelt. Auch die Klonsoldaten aus den anderen Imperien waren bereits eingetroffen.

Der Imperator war allein. Die Welt war an der Front. Sie war an der Front zum letzten großen Krieg. Der Imperator stand vor seiner großen Bibliothek und sagte leise und nachdenklich zu sich selbst:

„Nun gut. Wenn es denn so sein soll, dann schlagen wir jetzt das letzte grausame Kapitel der Menschheitsgeschichte auf. So haben sie gelebt, und so sollen sie zugrunde gehen. Ich wollte sie in eine neue Welt führen. Wenn diese Schlacht verloren geht, ist der letzte Traum eines großen Führers ausgeträumt. Ich war so nahe am Paradies. Ich war so nahe am Tausendjährigen Reich. So nahe war vor mir noch kein anderer Imperator. Es darf nicht enden.“

Er drehte sich langsam um und ging wieder zum Fenster.

„Wir werden sie schlagen. Es darf jetzt nicht zu Ende sein. Es darf einfach nicht so kommen. Ich bin der Gründer einer neuen Welt, und ich lasse mich nicht aufhalten von diesen hirnlosen Monstern. Ich habe die Weichen gestellt, die in eine neue Welt

führen. Es sind meine Weichen und es ist der einzig richtige Weg.“

9. Hoffnung unter fremder Sonne

Wir hörten den Schilderungen des Generals schweigend zu. Er sah Z1 misstrauisch an. Dann sagte er:

„Wenn Sie nicht dabei gewesen wären, Herr Eder, hätten wir euch nicht hier rauf gelassen.“

Wir schwiegen alle und waren sehr nachdenklich geworden. Ich machte mir Sorgen um meine Familie. Vielleicht hatten sie Glück und wurden von alldem verschont. Sie lebten nicht in Eden.

„Die letzten Menschen sind in Eden und kämpfen um ihr Leben“, sagte ich betroffen.

Ich dachte an Großvaters Worte, der immer von Leid und Elend berichtete, das über die Menschheit hereinbrach. Es war ein langsamer, schleichender Prozess, den niemand erkannte

und den niemand aufzuhalten vermochte. Und nun waren die Menschen bedroht, die all die Jahrzehnte des Leidens, immer in Sicherheit waren. Es kümmerte sie damals wenig, wenn die Menschen außerhalb ihrer Imperien litten. Nun litten sie selbst. Jede Kette ist nur so stark, wie ihr schwächstes Glied. Das wussten die Menschen nicht. Die Ketten der Menschheit zerrissen immer weiter. Doch die einzelnen Kettenstränge fühlten sich immer noch stark und sicher genug, bis auch sie zerrissen. Dabei wären sie so stark gewesen, wenn sie zusammen gehalten hätten.

„Wollen Sie wirklich nicht mit uns kommen Herr General“, fragte ich. Doch er hatte offensichtlich alle Hoffnung aufgegeben.

„Wozu?“, fragte er traurig. „Selbst wenn ein Wunder geschieht und ihr eine Möglichkeit findet, zur Erde zurück zu fliegen; was sollen wir dann noch dort? Ich glaube nicht, dass der Imperator siegen wird.“

„Wenn wir einen Weg finden, nehmen wir sie mit“, antwortete Nick entschlossen.

Der General sah Nick überrascht an und meinte: „Na gut. Wenn Sie das sagen, dann soll es so sein. Wir warten hier auf euer Wunder!“

Der General und der Major blieben im Plateau zurück. Nack und Nuk kamen mit uns. Der Panzer bot genug Platz für uns und unsere Waffen, die der General uns gegeben hatte. Als wir die Garage verließen, schloss sich hinter uns das Tor. Die Elefantentiere waren alle weg.

Wir nahmen den schnellsten Weg zurück in unser Lager. Der Panzer bot uns die nötige Sicherheit. Als wir auf dem Weg einen nackten menschlichen Körper sahen, wollte Nick aussteigen um nachzusehen, ob es vielleicht einer der gefallenen Soldaten war. Ich hielt ihn zurück. Der Körper war bleich und aufgedunsen wie eine Wasserleiche. Ich erkannte eine Schnur, die vom Rücken der Kreatur aus, in einem Gebüsch endete. Dann erkannte auch Nick die seltsame Lage dieses Wesens.

„Entweder hat der arme Teufel alle Knochen im Leib gebrochen, oder er hat gar keine Knochen“, meinte er schließlich.

Nack, der Katzenmann, sagte: „Es hat keine Knochen. Das ist nur ein Köder. Schießt einmal in dieses Gebüsch! Ihr werdet sehen, was dann zum Vorschein kommt.“

Es war eine große gelbe glibberige Masse. Die sich wütend zischend davon machte.

„Ich bin froh, wenn wir diesen Geheimgang gefunden haben“, sagte Z1 staunend. „Ich fürchte zwar keinen Feind, doch diese Kreaturen sind sogar mir unheimlich.“

Unser Panzer ratterte unaufhaltsam seinem Ziel entgegen. Keine Kreatur konnte dieses schwere Kettenfahrzeug aufhalten. Eine riesige Spinne sprang auf unseren Panzer und fuhr eine Weile mit. Wir vertrieben sie mit unseren Nebelwerfern, die an der Seite des Panzers montiert waren. Es war ein gut bewaffnetes Mannschaftstransportfahrzeug. Wir fühlten uns sicher und kamen mit reicher Fracht zurück.

Die Klonsoldaten, die am Tor auf uns warteten, mussten sich inzwischen gegen viele furchterregende Kreaturen verteidigen. Sie schlossen wieder hinter uns das Tor. Die Mauer war ein guter Schutzwall gegen die Kreaturensammlung der Zetas. Als wir unsere Freunde erreichten, jubelten sie erleichtert. Die Klonsoldaten blieben noch an der Mauer zurück. Z1 hielt es für besser, unseren Bereich von diesem Schutzwall aus zu verteidigen. Nick schickte Verstärkung, um die Klonsoldaten zu unterstützen. Zum ersten Mal hatte ein Klonsoldat auch das Kommando über Menschen.

„Man kann auch friedlich miteinander auskommen“, sagte Taran. Er war ein Mitglied aus Nicks Bande.

Ich wurde immer noch nicht in der neuen Gemeinschaft akzeptiert. Obwohl Nick inzwischen seine Meinung über mich geändert hatte, konnte er seine Freunde nicht davon überzeugen, dass ich kein Verräter war. Nina und Natascha mieden jeglichen Kontakt mit mir. Sie wussten offenbar nicht, wie sie sich mir gegenüber verhalten sollten. Dennoch hatte ich im Moment meine Ruhe. Alle waren mit der Suche nach dem Geheimgang beschäftigt.

Nach wenigen Tagen hatten wir den Durchbruch zum Geheimgang gefunden. Es herrschte große Unruhe. Die Klonsoldaten mussten die Mauer verlassen und postierten sich bei uns am Panzer neu. Eine Horde Kreaturen, die wie Gottesanbeterinnen aussahen, griff uns an. Sie waren so groß wie Transportwagen. Mit unserem Panzer konnten wir viele töten. Doch einige kamen bis zu uns an die Berge heran.

Hier sahen wir zum ersten Mal, wie schnell sich die Katzenwesen Nack und Nuk bewegen konnten. Obwohl die Gottesanbeterinnen mit ihren Fangarmen selbst sehr schnell zuschlagen konnten, hatten sie keine Chance gegen die Löwenwesen mit dem blauen Fell. Nack wollte nicht, dass sein Kind mit ihm kämpft. Sie sah aber ihren Vater trotzig an, der dann schließlich zustimmte. Wir sahen die Köpfe der

Kreaturen durch die Luft fliegen, ohne zu erkennen, wie sie abgeschlagen wurden. Aus den Hälsen der Kreaturen trat eine grüne Flüssigkeit heraus, die wie ein großer Tropfen, die Wunde bedeckte. Ich konnte nicht glauben, was ich sah. Die Gottesanbeterinnen lebten, trotz abgeschlagener Köpfe, weiter. Die Löwenwesen waren nach ihrem beeindruckenden Kampf wieder zu uns gekommen. Gegen diese beiden Wesen hätte keiner von uns auch nur den Hauch einer Chance gehabt, wenn es zwischen uns zum Kampf gekommen wäre. Am Durchgang zum Geheimgang drängten sich die Menschen, ohne eigentlich genau zu wissen, in welche Richtung sie gehen sollten. Nack meinte, ich sollte zu ihnen gehen, um ihnen den Weg zu weisen. Ich alleine kannte das Geheimnis dieser Gänge. Die Gottesanbeterinnen waren keine Gefahr mehr für uns. Die Klonsoldaten konnten die kopflosen Kreaturen nun alleine von uns fern halten.

Es war der alte Hans Ebert und Jahn Johanson, die mich vorließen, um die Menschen durch das Labyrinth zu führen. Ich ärgerte mich über den Hass der Menschen. Ich fragte mich, ob sie an meiner Stelle genauso oder anders gehandelt hätten. Die Verführung des Reiches war sehr groß. Sie kannten das Leben Edens nicht. Ich war mir sicher, dass viele von ihnen,

Nina und Natascha nicht befreit hätten. Sie hätten sie Situation sogar ausgenutzt. Eden war eine nackte Verführung, die mit Fleischeslust lockte. Ich erinnerte mich an die Worte aus der Bibel:

„Wer von euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein.“

Aber darüber konnte ich jetzt nicht weiter nachdenken. Wir mussten aus dieser Hölle entkommen. Da der Durchgang sehr klein war und das Gedränge sehr groß, musste ich mich beeilen. Hinter mir hörte ich Leute schimpfen, denen es nicht schnell genug ging. Wenn nicht Hans und Jahn bei mir gewesen wären, hätten wir unser Ziel nie erreicht. Der wütende Mob war dermaßen erregt, dass sie mich für alles verantwortlich machten, was ihnen widerfahren war. Wir mussten ständig verhindern, dass sie nicht kopflos in irgendwelche Gänge liefen, die ins Nichts führten, oder zu anderen Höhlen, die meist mit einer Tür verschlossen war. Nur ich alleine konnte das Labyrinth nutzen und kannte dessen Geheimnis.

Schließlich erreichten wir eine, mit zahlreichen Symbolen verzierte große stählerne Tür. Es war nun an mir, die richtige

Kombination zum öffnen der Tür zu finden. Ich versuchte mich genau an das zu erinnern, was Lark mir sagte, bevor er uns verließ. Ich musste die Symbole in der richtigen Reihenfolge drücken.

Jahn und Hans wurden gegen einen Mann handgreiflich, der die ganze Zeit über seine Klappe nicht halten konnte. Sein Name war Ingbert Kroll. Er schrie und beschimpfte mich unentwegt. Dabei war der Feigling der Erste, der im Gang war, als er gefunden wurde.

„Wenn du nicht sofort dein großes Maul hältst, schicken wir dich zurück“, schimpfte Jahn. „Du Feigling hast dich ohnehin immer hinter anderen Gefangenen versteckt, wenn Gefahr drohte. John muss sich konzentrieren. Er darf jetzt keinen Fehler machen. Sonst kommen wir hier nie rein. Also lasst ihn in Ruhe, damit er sich an die Kombination erinnern kann!“

Es gelang mir schließlich, die Tür zu öffnen. Ingbert war der Erste der sich hinein drängte. Ich war sehr wütend über die Menschen, die mich beschimpften. Wie gerne hätte ich ihnen, zu diesem Zeitpunkt, gezeigt, was sie selbst für Charaktereigenschaften haben.

Wir hatten keine Zeit die Welt zu bewundern, in die wir eintreten durften. In der Unterwelt wurde das Chaos immer

größer. Als die letzten Gefangenen im Stollen waren, blockierten die Klonsoldaten mit dem Panzer den Eingang. Von Panik erfasst, strömten die Gefangenen in die Stadt der Oberfläche, die unter einer riesigen Kuppel aus Glas vor den Launen der zerstörten Atmosphäre, geschützt war. Als die letzten Menschen das Tor passierten, verschlossen wir es wieder. Niemand hatte Augen für die Schönheit dieser Stadt. Sie ließen sich alle irgendwo fallen. Voller Entsetzen dachten sie an das, was unter ihren Füßen vor sich ging. Die Nacht brach über Majdan herein, ohne dass jemand auch nur einen Baum bewunderte, oder einen der bunten Vögel, die umherflogen.

Die Gefangenen von Majdan hatten schon lange keine Sonne mehr gesehen. Wenn es auch nicht die Eigene war, so ließen sie sich doch voller Freude von den ersten Sonnenstrahlen wecken. Wir sahen in der Ferne drei Anlagen die neuen Sauerstoff erzeugten, und die Atmosphäre wieder ins richtige Gleichgewicht bringen sollten. Der Planet erholte sich wieder langsam von den Schrecken vergangener Zeiten. Dieses Schicksal durfte der Erde nicht widerfahren. Aber was konnten wir schon tun. Das Schicksal ging unaufhaltsam seinen Weg.

Die Menschen ließen sich nur zu leicht vom scheinbar unveränderbaren Ablauf der Zeit leiten.

Ich saß resigniert unter einem Baum und bewunderte den Morgen dieser fremden Welt. Die Bäume waren voller bunter Blüten und ihre Früchte waren so vielfältig und farbenfroh, dass ich mich nicht satt sehen konnte. Schmetterlinge flogen umher, die das Sonnenlicht in allen nur erdenklichen Farben reflektierten. Neben mir stand ein Strauch mit milchig hellen Blättern. Vom Winde bewegt, schlugen sie gegeneinander und gaben ein helles metallenes Geräusch von sich, das wie göttliche Musik erklang. Wie ich, so bewunderten auch die anderen Menschen, die schöne wunderbare Welt, in der sie sich befanden. Immer wieder gingen ihre Blicke zum Portal des Bösen, aus dem sie gekommen waren. Nie wieder wollten sie dahin zurück.

Der See in der Mitte der Stadt wurde zum Badeort. Seit langem schon hatten die Gefangenen nicht mehr die Möglichkeit gehabt, sich zu waschen. Das klare Wasser war für sie, wie eine Gabe Gottes. Jetzt erst hatten wir bemerkt, dass auch einige technische Geräte in der Stadt waren. Eine Maschine nannten sie „Mannmaschine“. Diese Maschine spendete eine synthetische Nahrung, die sehr schmackhaft und

nährreich war. Am Portal des Bösen waren Monitore angebracht, die das Labyrinth und unsere Welt zeigten, aus der wir entflohen waren. Wir konnten auch andere Höhlen überwachen, in denen es nicht besser war. Hans ließ die Monitore ständig überwachen. Er wollte sicher sein, dass nicht noch andere Menschen, oder Wesen wie Nack und Nuk in den Höhlen waren und Hilfe brauchten. Ich wusste, dass das Labyrinth auch in andere Höhlen führte. Irgendwie brachte Lark es fertig, mir einen Großteil des Labyrinths so einzuarbeiten, dass ich ihn nie mehr vergessen sollte.

Ich glaubte allerdings, dass ich diese Kenntnis nicht wieder benötigen würde. Ich bewunderte diese Welt, wie ein Gemälde eines großen Künstlers. So stellte ich mir immer das Paradies vor, das in der Bibel beschrieben war. In unserer Zeit kannten die Menschen diese alten Schriften kaum noch. Es gab eine Zeit, in der sie sich voller Hoffnung an ihren Glauben klammerten. Und es gab eine Zeit, in der sie ihren Glauben verloren. Um so wichtiger sah ich meine Aufgabe darin, den Menschen wieder ihre Hoffnung zurück zu geben. Ich schlenderte durch die Stadt und entdeckte immer neue interessante Hinterlassenschaften der Zetas. Ich entdeckte kleine runde Häuser, die wie große Äpfel aussahen. Sie hatten

eine Tür und drei kleine Fenster. Sie boten nur Platz für zwei bis drei Personen. Im Inneren war nur ein großer Schlafplatz und ein kleiner Tisch vorhanden. Größere Bauwerke gab es in der Stadt nicht. Diese runden Häuser standen überall in der Stadt, zwischen Sträuchern, Bäumen und Felsen. Die Zetas gaben sich viel Mühe mit der künstlerischen Gestaltung dieser Parkanlagen. Vielleicht lag es an der mächtigen Glaskuppel, dass die Farben der Natur so kräftig und schön wirkten, als hätte ein Künstler sie geschaffen.

Ich setzte mich wieder unter einen Baum. Die meisten der kleinen Apfelhäuser hatten bereits neue Besitzer gefunden. Einige meiner Mitmenschen stritten sich schon um ihre Besitztümer. Das war so unnötig, denn es gab genug von diesen Häusern. Jeder konnte eines für sich finden. Zumal sogar drei Leute gleichzeitig darin Platz finden konnten. Aber der Besitzanspruch dieser Menschen war ungebrochen. Ihr Erlebnis in der Gefangenschaft hatte sie nicht verändert. Ich hätte es verstanden, wenn das alles Bürger Edens gewesen wären. Aber ein großer Teil war aus den Provinzen. Die anderen Gefangenen stammten aus den Außenbereichen, die wie Nick, Banden angehörten. Es gab auch Ausgestoßene, die früher in Eden lebten, so wie ich. Doch Edenbürger gaben sich

nicht zu erkennen. Es wäre ihr Todesurteil gewesen. Ich lebte nur noch, weil ich noch Freunde hatte, die mich von früher her kannten.

Ein Haus brauchte ich noch nicht. Ich saß unter meinem Baum und überlegte, wie es nun hier weiter gehen sollte. Die Menschen lebten hier in einem Paradies und erkannten es nicht. Sie stritten sich um einen Liegeplatz am See oder um eines dieser zahlreichen Apfelhäuser. Und diese Leute wollten über mich richten. Diese Richter widerten mich an.

Während ich nachdachte, sah ich plötzlich das kleine Katzengesicht von Nuk vor mir. Sie war so nahe, dass sie mich hätte küssen können. Dann war sie auch schon wieder weg. Ich erschrak für einen Moment. Darauf war ich nicht gefasst. Sie war so schnell, dass ich sie nicht kommen sah. Sie spielte mit mir. Sie machte sich einem Spaß daraus, mich zu ärgern. Ständig tippte sie mir von hinten auf die Schulter. Als ich mich umdrehte, war sie schon wieder weg. Ich hörte sie kichern. Es war ein sehr helles schnelles Kichern. Dann war sie wieder dicht vor mir. Ich hätte sie greifen können, wenn ich schnell genug gewesen wäre.

„Nuk, würdest du bitte damit aufhören!“, sagte ich lachend. Dieses Wesen war offenbar noch sehr verspielt.

Dann saß sie plötzlich vor mir. Sie saß da, als ob sie dort schon eine ganze Weile sitzen würde. Sie sah mich interessiert an und stützte ihren Kopf auf ihre Tatzen. Dann fragte sie:

„Warum bist du böse?“

„Ich bin nicht böse, Nuk. Wer sagt das?“

„Die anderen Menschen sagen das. Sie sagen, dass du böse bist und dass ich nicht mit dir reden soll.“

„Und du redest trotzdem mit mir?“

„Ja, weil ich wissen will, ob du noch böser bist, wie viele von ihnen.“

„Sie sind nicht alle so, Nuk. Einige von ihnen sind Gut. Sie sind nur enttäuscht von mir. Sie kennen meine Geschichte nicht. Aber sie urteilen doch über mich.“

„Wir urteilen nie so schnell über unsere Brüder und Schwestern. Wir schauen zuerst in ihre Seele, und dann fragen wir unseren Mond und unsere Sterne um Rat.“

Dann schaute sie zum Himmel hinauf, wo eine fremde Sonne aufging. Sie meinte sie weiter:

„Das dort oben, ist aber nicht unser Himmel. Es ist ein fremder Himmel. Wir gehören nicht hier her. Ich will dort hin, wo ich geboren wurde und einst sterben möchte.“

Sie wirkte sehr traurig. Auch Nuk, hatte alle Hoffnung verloren, jemals wieder ihre Heimat wieder zu finden.

„Was ist passiert, Nuk? Wie seit ihr hier her gekommen?“

Nuk setzte sich dicht neben mich und berichtete, wie sie entführt wurden:

„Sie kamen mit einem fliegenden Schiff aus Eisen. Wir sahen es, wie es aus den Wolken zu uns herab kam. Wir glaubten, es seien Botschafter unserer Ahnen. Aber es waren fremde Wesen. Sie waren sehr freundlich. Die fremden Wesen luden uns ein, ihr Schiff zu besichtigen. Wir waren fünfzehn Männer und acht Weibchen. Sie wollten dort drinnen mit uns reden.“

Nuk zögerte etwas. Ihre Stimme klang sehr wehmütig.

„Als wir im Schiff waren, sahen wir durch die Fenster, wie es zu fliegen begann. Die Bäume wurden immer kleiner. Die Berge wurden auch immer kleiner. Wir konnten das ganze Land sehen. Dann sahen wir unsere ganze Heimat. Wir entfernten uns immer weiter von unserer Heimat. Sie wurde immer kleiner und kleiner. Wir bekamen große Angst. Wir flogen viele Tage, bis wir eine neue Heimat sahen. Sie wurde immer größer und größer. Sie hatte kaum Bäume, nur Wüsten und leeres Land. Wir wurden in eine große Höhle gebracht. Am Anfang war es dort sehr ruhig und friedlich, bis die

Monster kamen. Mein Vater und ich wurden von den anderen meines Volkes getrennt. Als wir gegen Monster kämpften, die wir noch nie zuvor gesehen hatten. Nun sind unsere Freunde immer noch in einer der Höhlen und finden nicht raus. Wir kommen nie wieder in unsere Heimat. Wir müssen für immer hier bleiben.“

Nuk fühlte sich nicht wohl in diesem Paradies. Es war nicht ihr Paradies. Es war eine fremde Welt, wo sie nicht hin gehörte und nicht leben wollte. Wenn es auch noch so schön war, unter dieser Kuppel. Sie suchte ihren Himmel, ihren Mond und ihre Sterne.

Ich legte meinen Arm um ihre kleine Schulter und sagte zu ihr:

„Du darfst die Hoffnung niemals verlieren. Manchmal hilft einfach nur der feste Glaube. Ich weiß, dass es immer ein Wesen oder eine Macht gibt, die über uns wacht, und die das Schicksal unserer Welten lenkt. Wir kommen alle wieder nach Hause. Da bin ich sicher. Ich bete zu meinem allmächtigen Wesen und du rufst deine Ahnen und bittest sie um Hilfe. Sie werden dich hören. Du bist nie alleine. Glaube daran! Dann wird alles gut.“

Nuk lächelte: „Du redest wie Sirr. Er war mein Lehrer. Der weiße Mann redete immer vom Schicksal, das die Welten lenkt. Ich habe nie verstanden, wie er das meinte. Vielleicht verstehe ich es jetzt. Ich werde heute Abend den Mond um Hilfe bitten. Es ist zwar nicht unser Mond, aber vielleicht hören mich die Ahnen, wenn ich laut genug singe.“

Ich wusste nichts, über die Religion dieser Wesen. Aber Hoffnung und Güte gibt es in allen Religionen. Man musste sie nur richtig deuten.

Während die Menschen sich erholten und Pflanzen, Tiere und Landschaften bewunderten, suchte Nack mich auf, um mit mir zu reden.

„Ich muss wieder dort hinunter“, sagte er mir entschlossen. „Mein weibliches Kind bleibt bei euch. Du kennst das Labyrinth. Gibt es auch Wege in andere Höhlen?“

„Ja“, antwortete ich, „die gibt es. Ich kenne Wege in andere Höhlen. Ich weiß aber nicht, wie es dort aussieht. Ich kenne aber nicht alle Wege des Labyrinths.“

„Ich glaube, ich habe in einer der Höhlen meine Freunde gesehen. Ich will sie befreien. Hast du Mut? Dann komm mit mir!“

Unsere Leidensgenossen hielten uns für verrückt. Der Löwenmann könne ja machen was er wolle meinten sie. Aber warum ich mein Leben für ihn riskieren wollte, konnten sie nicht verstehen.

„Lasst ihn doch!“, meinte Ingbert. „Der Verräter kann ruhig dort unten verrecken. Der hat es nicht anders verdient.“

Nach dem letzten Wort verspürte er eine Faust in seinem Gesicht. Sie kam von Taran.

„Der Junge hat mehr Mut und Ehrgefühl als du je hattest“, schrie er den Störenfried an.

Die meisten Gefangenen dachten zwar noch immer schlecht über mich, aber einige Freunde hatte ich schon gewonnen. Das freute mich und das war auch nötig. Ich wurde in meinem ganzen Leben noch nie so sehr von Menschen gehasst und verachtet, wie zu diesem Zeitpunkt.

Die Klonsoldaten sicherten das Portal, als es geöffnet wurde. Nuk ließ sich nicht aufhalten. Trotzig stampfte sie mit ihren Füßen auf und jammerte wie ein kleines Kind. Sie war eben noch sehr jung. Darum machte Nack sich auch ständig Sorgen um sie. Obwohl Z1 Nack versicherte, dass er auf sie aufpassen wolle, gab sie sich nicht damit zufrieden. Sie wollte unbedingt mitkommen. Hier fühlte sie sich fremd. Das wusste ihr Vater.

Darum willigte er schließlich ein. Wir waren froh, als sich Z1 auch dazu entschloss mitzukommen. Er war das stärkste menschliche Wesen, das je existierte.

So betraten wir zu viert wieder die Höhlen des Bösen. Nack suchte seine Freunde. Er wusste wo sie sich aufhielten, und er hoffte, dass ich den Weg dorthin finden würde.

Der Panzer blockierte so sehr den Eingang zu unseren Stollen, dass von dort keine größere Gefahr drohte.

Während wir die Höhle suchten, in der Nack seine Freunde vermutete, entstanden in der Stadt der Zirianer, die ersten Gruppen. Viele Wortführer begannen Menschen um sich zu scharen. Sie wollten die Katzenwesen nicht in die Stadt zurücklassen. Obwohl die Kuppelstadt weitaus mehr Menschen hätte aufnehmen können, wollten sie ihr neu gewonnenes Paradies mit niemandem teilen. Auch die Klonsoldaten waren ihnen zuwider. Meine ehemaligen Freunde aus den Provinzen, die sich jetzt „Bürger Zions“ nannten, waren anderer Ansicht. So entstand inmitten der Stadt eine Grenze, um die schon bald heftig gekämpft wurde. Die Klonsoldaten konnten die Aufsässigen jedoch in die Flucht schlagen. Die Zions, zu denen sich inzwischen viele ehemalige Gefangene aus dem Lager

gesellten, mussten von da an immer Wachen aufstellen. Niemand wusste, was die Aufsässigen planten. Ihr erstes Ziel war das Portal des Bösen. Sie wollten es kontrollieren und die Zions zurück schicken. Sie lebten im Paradies und sie suchten den Krieg. Wie dumm doch die Menschen immer noch waren.

Wir fanden den Eingang zu einer Höhle, die ebenfalls mit einer mächtigen Tür verschlossen war. Die Tür ließ sich von innen leicht öffnen. Nur von der Höhle aus, musste man die richtige Kombination kennen. In dieser Höhle gab es nicht viele fremde Kreaturen. Sie hatten gegen die Feuerameisen, die die Größe von Schäferhunden hatten, keine Chance. Wer sich hier hinein verirrte, stand einem Feind gegenüber, der in der Masse unschlagbar war. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass die Löwenwesen hier überlebt hatten. Nack berichtete, dass sie eine Barrikade im hinteren Teil der Höhle, auf einer Insel in einem See errichtet hatten. Sie kamen von dort nicht mehr weg. Nack suchte nach einem Fluchtweg, als die Ameisen langsam die Höhle besiedelten.

„Nuk, du bleibst hier bei John und Z1! Ich muss alleine gehen. Die beiden hätten keine Chance das Ziel zu erreichen. Wenn wir wieder kommen, musst du mit der Strahlenwaffe den

Eingang freihalten. Z1 und John können uns nicht sehen. Wir bewegen uns zu schnell für ihre Augen. Aber du kannst uns sehen. Wenn sie schießen, könnten sie uns versehentlich treffen. Lasst den Eingang einen Spalt offen, damit ihr raussehen könnt! Wenn es Probleme gibt, wird Z1 die Tür schließen. Seine Körperkraft ist so gewaltig, dass er die Angreifer zurückhalten kann. Alles muss sehr schnell gehen. Ich hoffe, dass unsere Freunde noch leben.“

Dann war er verschwunden. Nuk sah gespannt in die Höhle hinein. Z1 und ich, wussten nicht, wo er entlang gelaufen war. Nuk hatte Angst. Gespannt sah sie in die Höhle hinein. Auf meine Frage, ob sie etwas erkennen könne, schüttelte sie nur abweisend den Kopf. Ich sollte sie jetzt wohl nicht stören. Wir waren alle drei sehr nervös. Obwohl ich Z1 nur wenig Gefühle zutraute, ging er unruhig hinter Nuk hin und her. Die Ameisen hatten uns noch nicht bemerkt. Sie grabbelten überall in der Höhle umher. Es war sicher nur eine Frage der Zeit, bis sie auch die anderen Höhlen bevölkerten. Welcher Feind sollte stärker sein, als diese Gemeinschaft. Ich bewunderte dieses Ameisenvolk. Es gab nur die Gemeinschaft. Es gab keine Eigenbrötler. So, hätte die Menschheit überleben können. Dessen war ich mir sicher.

Nack erreichte sein Volk, das immer noch verzweifelt auf der Insel, gegen angreifende Ameisen kämpfte. Ohne den See hätten sie nicht so lange überleben können. Er hielt sich nicht lange auf. Nack forderte sein Volk auf, sich zu beeilen. Er sagte ihnen, dass wir den Eingang zum Labyrinth nicht lange verteidigen konnten.

Nuk wurde nervös. Sie konnte ihr Volk sehen. Mit der Waffe im Anschlag, sprang sie vor die Tür. Z1 und ich öffneten die Tür soweit es möglich war. Die Ameisen wurden nun doch auf uns aufmerksam. Nuk schoss wild um sich. Z1 und ich trauten uns nicht zu schießen. Wir wussten nicht, wo sich die Löwenwesen aufhielten. Nuk schoss in der Mitte einen Korridor frei. Sie sagte, wir sollten links und rechts davon, angreifende Ameisen erschießen. Endlich konnten auch wir etwas tun. Die Ameisen waren so zahlreich und angriffslustig, dass wir ihre Angriffe nicht lange stand gehalten hätten. Z1 und ich spürten einen starken Wind, der in das Labyrinth wehte. Es waren die Löwenwesen. Zwei von ihnen entrissen uns die Waffen und schossen weiter auf die Angreifer. Nack schrie laut, wir sollten zurück in den Labyrinthgang laufen. Z1 sollte an der Tür warten. Es dauerte nur wenige Minuten, dann stemmten sich Z1 und drei Löwenmänner mit aller Kraft gegen

die Tür, die von angreifenden Ameisen attackiert wurde. Dann schoss sich die Tür. Die Ameisen konnten den Mechanismus nicht brechen und auch nicht öffnen. Wir sahen uns um und blickten in die entsetzten Gesichter der völlig erschöpften Löwenwesen. Sie hätten die Ameisen nicht länger von ihrer Insel fern halten können.

Als wir unser Paradies erreichten, wartete Taran auf uns. Er berichtete, dass kurz nach unserer Flucht aus der Ameisenhöhle, Todesstrahlen der Zetas, die Ameisen töteten. Offenbar war das Volk der Feuerameisen zu groß und mächtig geworden. Das Gleichgewicht im Horrorkabinett der Zetas, war durch ihre Masse gestört. Obwohl die Zetas den Planet offenbar verlassen hatten, sorgte ein ausgeklügeltes System, für ständigen Wechsel zwischen Gut und Böse. Verbindungstüren zu Höhlen wurden geöffnet und wieder geschlossen. Kreaturen wurden gezüchtet und wieder getötet. Die Zetas hatten in ihren Höhlen ein Labor der Schöpfung errichtet. Auch die Menschen waren nur Forschungsobjekte. Sie hatten ihr Verhalten lange studiert. Das Lager war nur ein Labor für ihre Vorbereitungen.

Taran und Nick berichteten aber auch von Unruhen und Auseinandersetzungen.

„Wir mussten das Tor mit aller Kraft gegen Ingberts Leute verteidigen“, erklärte Nick. „Sie wollten euch nicht wieder rein lassen. Eigentlich wollten sie auch uns in das Labyrinth zurück schicken. Doch sie sind nicht stark genug. Wir sind inzwischen in drei Lager geteilt. Ingbert hat etwa fünftausend Leute um sich geschart. Zweitausend Leute ist alles egal. Sie fühlen sich wohl hier, und denken gar nicht daran, sich an einer Auseinandersetzung zu beteiligen. Wir haben die stärkste Gruppe. Dieser Streit ist so sinnlos.“

„Heute Nacht werden wir diesen Ingbert holen“, meinte Taran. „Ohne Führer sind sie hilflos.“

„Das können wir übernehmen“, antwortete Sutt. Er war der älteste der Löwenwesen. „Sie wollten uns nicht helfen. Sie wollten uns in der Höhle sterben lassen. Das sind auch unsere Feinde. Ihr seid unsere Freunde. Ihr habt uns gerettet.“

„Gut Sutt, wir sind einverstanden“, antwortete der alte Hans. „Wir werden wieder für Frieden sorgen.“

Die Entführung Ingberts war für die Löwenmänner, die vom 82. Eridani System kamen, eine leichte Übung. Als die Aufsässigen auch noch erfuhren, dass Ingbert Kroll ein ehemaliger Bürger Edens war, der wegen seiner Aufsässigkeit

verbannt wurde, waren sie gänzlich ohne Plan und Führung. Das wussten sie nicht. Aber ein aufsässiger Mann Edens, war ihnen immer noch lieber, als ein persönlicher Freund des Imperators. Ich hatte es nicht leicht. Ich konnte machen was ich wollte: Die Menge hasste mich. Ich hielt mich weiter zurück. Ich durfte nichts falsch machen. Aber der alte Hans konnte etwas tun. Er war ein geschickter Redner. Er kletterte auf das Portal des Bösen und nutzte zum reden ein Mikrofon, das dort installiert war:

„Ich weiß, wir sind hier in einem goldenen Käfig“, sagte er und schaute dabei zur mächtigen Glaskuppel hoch. „Ihr befindet euch, trotz allem, in einem Paradies. Doch was macht ihr? Ihr bekämpft euch. Ihr bekämpft euch im Paradies und in der Hölle. Ihr bekämpft euch überall dort, wo ihr euch bekämpfen könnt. Darum wurden die Menschen aus dem Paradies vertrieben, und darum können sie es auch nicht wieder finden. Auf der Erde herrscht zurzeit ein schrecklicher Krieg. Und hier, wo es ebenfalls Menschen gibt, wolltet ihr auch einen Krieg anzetteln. Können die Menschen nur Kriege führen? Ist das so? Jetzt und für alle Zeiten? Dann werden wir untergehen. Ich habe noch Hoffnung. Ein Retter wird kommen

und uns hier raus holen. Aber, wenn ihr keiner Rettung würdig seid, wird sich das Portal des Bösen öffnen und die Kreaturen werden in die Stadt kommen. Es gibt noch mehr Wesen wie die Zetas. Sie sind nicht alleine mit uns, in den Weiten des Universums. Nicht nur John hatte Kontakt zu fremden Wesen. Ich hatte auch Kontakt zu Wesen, die von einem anderen System stammen. Wenn ihr euch nicht würdig erweist, sind wir alle verloren. Wir können in unserer Heimat eine neue Welt aufbauen. Das funktioniert aber nur, wenn ihr euch eurer Schwäche und eurer Geistlosigkeit bewusst werdet. Habt ihr euch jemals Zeit genommen, in aller Ruhe nachzudenken? Habt ihr jemals in den Spiegel der Erkenntnis geschaut? Habt ihr euch jemals Zeit genommen, in euch hinein zu horchen? Früher beteten die Menschen sehr viel. Doch viele Menschen sagten dabei nur einen auswendig gelernten Text auf. Die wenigsten von ihnen konnten wirklich beten. Lernt zu beten! Lernt zu meditieren. Lernt zu hoffen! So, wie ihr euch jetzt verhaltet, seid ihr nur intelligente Tiere. Man kann seinen Verstand mit Wissen vollstopfen und ihn programmieren wie einen Computer. Man kann seinen Verstand aber auch nutzen, um innere Größe zu erlangen. Das ist ein ganz anderer Weg. Diesen Weg muss jeder selbst finden. Dabei kann euch

niemand helfen. Findet den Weg des Friedens! Findet den Weg ins Paradies. Das Paradies auf Erden war immer da. Ihr habt nur den Eingang nicht gefunden. Dabei hättet ihr euch nur umdrehen müssen. Legt endlich eure Waffen nieder! Ihr braucht hier keine Gewehre und keine Messer. Die Monster sind in der Unterwelt. Ihr könnt sie nicht mit Waffen fernhalten. Die einzige Möglichkeit, die Pforte des Bösen verschlossen zu halten, ist der Weg des Friedens. Ich warne euch! Die Uneinsichtigen werden hier bleiben. In der neuen Welt ist nur Platz für friedliebende Menschen. Glaubt mir! Ich weiß wovon ich rede. Schon bald wird hier ein Raumschiff landen, und darin sind keine Zetas. Es sind Brüder der Zetas, die aus dem Sirius-System stammen. Als hier der große Krieg begann, verließen sie ihre Heimat, um in einer anderen Welt weiter in Frieden leben zu können. Sie können uns retten. Wenn wir würdig sind, gerettet zu werden.“

Wir sahen Hans erstaunt an. Wann und wo hatte er Kontakt zu anderen Wesen? Oder sagte er das nur, weil er für Frieden sorgen wollte. Sein glücklicher Gesichtsausdruck ließ uns jedoch seinen Worten glauben. Nuk fragte ihn, ob er mit den

Gefühlen seiner Freunde spiele. Er schüttelte nur lächelnd den Kopf.

„Du hattest Recht. Man darf die Hoffnung niemals verlieren“, sagte Nuk aufgeregt.

Abends, als der Mond Majdans aufging, sang sie ihre Lieder. Sie sang mit einer furchtbar hellen Piepsstimme. Diese Lieder waren nicht für Menschenohren gedacht, und doch verspürte ich Hoffen, Bitten und eine geradezu zauberhafte Harmonie. Immer mehr Eridianer gesellten sich zu ihr und sangen mit ihr einen fremden Mond an. Sie hofften, dass ihre Ahnen sie auch hier erhören werden. Diese Hoffnung erhielten sie von Hans und mir. Ich hoffte ebenfalls. Ich hoffte, dass der Kontakt, den Hans hatte, nicht nur ein Traum war, an den er selbst fest glaubte. Ich hoffte es nicht für mich. Ich hoffte es für Nuk und für diese wunderbaren Wesen, die in einer anderen scheinbar friedlicheren Welt lebten.

So sehr sich Hans und seine Freunde auch bemühten, nicht alle Menschen in dem goldenen Käfig, legten ihre Waffen nieder. Einige kleinere Gruppen zogen sich in einen weniger bewohnten Bereich zurück und spielten weiter Straßenkrieg. Sie glaubten, ein Territorium beherrschen zu müssen. Sie verteidigten es gegen andere Banden und gegen uns.

Wir lebten einen Monat voller Hoffnung in der Stadt der Zetas. Fünfhundertzwanzig Menschen gehörten den Banden an. Sie waren für uns keine Gefahr. Dennoch mussten wir ständig aufpassen. Ein Kolonsoldat rief Hans und Jahn zu den Monitoren. Auf einem der Geräte erschien eine Botschaft. Der Verfasser der Nachricht war Lark. Das Spiel der Zetas ging weiter. Wir bekamen klare Anweisungen, denen wir uns nicht entziehen konnten.

Das System der Zetas sorgt für ein Gleichgewicht der Kräfte. Dennoch werden viele sterben. Die Pforten des Bösen werden sich heute Nacht alle öffnen! Die Pforten werden sich erst dann wieder schließen, wenn ihr die Banden ins Labyrinth gebracht habt. Die Monster werden in eure Stadt kommen, wenn ihr nicht gehorcht.

Wir wollten abstimmen, doch dazu kamen wir nicht mehr. Als sich die Pforte plötzlich öffnete und wir auf den Monitoren sahen, dass auch andere Türen zu den Höhlen offen waren, stürmten sie bewaffnet zu den Banden. Gegen diese Übermacht hatten die Aufrührer keine Chance. Die Bandenmitglieder wussten nicht, was wir mit ihnen vor hatten. Als wir sie jedoch

zu der offenen Pforte führten, bettelten sie um ihr Leben. Wir hörten bereits die ersten Monster im Labyrinth. Ohne zu zögern, drängten sie die Banden durch das offene Portal. Im Inneren des Ganges konnte Hans noch einige Waffen deponieren. Den meisten meiner Mitgefangenen war es egal, ob sie sich verteidigen konnten. Die Banden erreichten die Waffen noch vor den ersten Monstern. Ihr Ziel war der Panzer und eines der Plateaus, die noch offen waren. Der General würde sie niemals reinlassen. Das wussten sie. Aber ein anderes Portal war gut zu verteidigen. Sie wussten, dass sie dort überleben konnten.

Ich fühlte mich schlecht. Auch die Eridianer waren mit dieser Entscheidung nicht einverstanden. Doch wenn es ums Überleben geht, kennt der Mensch keine Brüder. Ich fragte mich, was die Zetas noch für Spiele in ihrem Computer programmiert hatten. Wir waren Opfer eines gigantischen Computerspiels. Vielleicht wurden auf einem weit entfernten Zetaraumschiff sogar Wetten abgeschlossen. Ich wusste nicht mehr, ob wir nur Forschungsobjekte waren oder Spielfiguren. Vielleicht waren wir auch beides.

„Hans, wann kommen diese Sirianer endlich?“, fragte ich nervös. „Wenn die Zetas von uns verlangen, dass wir die

Löwenwesen von Eridani zurück schicken, gibt es eine Katastrophe. Die Löwenwesen lassen sich nicht so einfach überwältigen. Außerdem werde ich dann mit ihnen gehen.“

„Ich auch John. Dazu wird es nicht kommen. Ich habe schon mit ihnen geredet. In einem solchen Fall werden wir niemanden zurück schicken. Und wenn sich die Pforte öffnet, dann werden wir von hier aus gegen die Monster kämpfen!“

Nun betete auch ich wesentlich intensiver, als je zuvor. Zusammen mit den Eridianern beteten und hofften wir. Wir sangen und beteten den Erlöser herbei.

Die Banden hatten das ersehnte Plateau nicht erreicht. Sie erreichten nicht einmal die Mauer. Immer wieder mussten sie in die Stollen flüchten. Hätten sie den Panzer nicht gehabt, wäre eine Verteidigung gegen die Monster, die sich immer noch zahlreich in der Höhle tummelten, aussichtslos gewesen.

„Es reicht mir jetzt“, schrie ich zornig in die Menge. „Ich gehe jetzt da rein und hole sie zurück“, schimpfte ich weiter. Es war mir egal, wie die Menge reagierte. Sie hassten mich und ich begann sie zu hassen.

„Das da unten sind immer noch unsere Brüder. Und wenn wir alle sterben, dann sterben wir wenigstens in Ehren. Ich möchte

dieses Spiel der Zetas nicht weiter mitmachen. Sie werden uns schon bald auffordern, Andere hinunter zu schicken.“

Ich zeigte auf einzelne Menschen in der Menge und sprach entschlossen weiter:

„Vielleicht schicken sie dich, oder dich, oder vielleicht dich. Ich will niemanden mehr dort runterschicken. Wir holen sie jetzt da raus!“

Zu erstem Mal stimmte die Menge mir zu, ohne dass mich jemand als Verräter bezeichnete. Sie applaudierten aber erst, als sich Nick einmischte und ebenfalls für eine Befreiung sprach. Mittlerweile quälte auch sie das schlechte Gewissen. So kam es, dass ich wieder mit Z1, Nack, Sutt und zwei Klonsoldaten, ins Labyrinth ging. Wir wussten nicht, was das Computerprogramm nun mit uns vor hatte. Wir wussten aber, dass wir unseren Weg gehen mussten. Im Labyrinth lagen zahlreiche tote Monster. Die anderen Türen zu den Höhlen waren wieder verschlossen. Dennoch waren wir sehr vorsichtig. Aus jedem Seitengang drohte Gefahr. Die Banden hatten sicher nicht alle Monster erwischt, die es ins Labyrinth geschafft hatten. Überall hörten wir Geräusche. Hinter jeder Ecke vermuteten wir eine Kreatur, wie wir sie uns in unseren kühnsten Träumen nicht vorstellen konnten.

Endlich waren wir im Stollen, den wir gegraben hatten. Die Wache schreckte auf und wollte sofort schießen. Auf unser Rufen hin senkte er seine Waffe.

„Ruf deine Freunde!“, sagte ich entschlossen. „Beeil dich! Wir haben hinter uns irgendwelche Kreaturen gehört.“

„Sagt mir erst, was ihr hier wollt!“, rief er verwirrt.

„Wir bringen euch zurück, in die Stadt“, antwortete ich freudig. Ich fühlte mich plötzlich sehr gut.

„Und wenn sich dann die Pforte nicht mehr schließt? Was dann?“, fragte der Wachmann weiter.

„Dann werden wir gemeinsam kämpfen und wenn es sein muss, gemeinsam sterben“, sagte Sutt lächelnd.

Der Wachmann sah uns groß an. Er konnte offenbar nicht glauben, was er da hörte. Dann lief er davon. Es dauerte nicht lange, da kamen sie zurück. Ihre Blicke verrieten Hass und Misstrauen.

„Ist das wirklich euer Ernst?“, fragte Sam der Anführer der größten Bande.

„Ja, sonst wären wir nicht hier“, antwortete ich. „Hinter uns ist irgend etwas. Wir bekommen Ärger.“

„Dann lasst mich mit einigen Freunden voraus gehen! Ihr seid gekommen um uns hier raus zu holen. Ihr habt euch genug

in Gefahr gebracht. Wir nehmen nur Z1 und seine zwei Freunde mit!“

Sie eilten voraus. Es dauerte nicht lange, da krachten Schüsse, und Lichter der Strahlenwaffen waren zu sehen. Es waren zwei Spinnen und eine Riesenschlange, die in dem Labyrinth umherirrten. Wir mussten über die toten Spinnen klettern, um zurück in die Stadt zu kommen. Voller Ekel bahnte ich mir einen Weg über die haarigen Beine des Monsters.

„Ich mag die Biester nicht, wenn sie kleiner als mein Fingernagel sind. Jetzt sind sie so groß wie unser Traktor, mit dem mein Vater immer auf das Feld hinaus fuhr“, sagte ich fluchend, als ich über das Hinterteil der Spinne kletterte.

Wir liefen so schnell zurück, als sei der Teufel hinter uns her. Ohne zu zielen oder nachzusehen, schoss die Vorhut in jeden Seitengang hinein. Dann waren wir endlich am Ziel angekommen. Die Tür zur Stadt öffnete sich. Und sie schloss sich auch wieder. Staunend sahen wir die geschlossene Pforte an und fragten uns, was das nun für ein Spiel war.

Nacheinander kamen die Bandenmitglieder an mir und den anderen Rettern vorbei und schüttelten uns die Hände. Sie legten ihre Waffen nieder und ließen sich am See müde fallen.

An den folgenden Tagen bewachten wir das Portal mit besonderer Sorgfalt. Die Banden fühlten sich verpflichtet und stellten immer einen Großteil der Wachen zur Verfügung. Aber das Portal des Bösen blieb geschlossen.

Endlich sprach auch Nina wieder mit mir. Natascha stand schweigend neben ihr:

„Du hast zwei Mal bewiesen, was du für ein Kerl bist. Vielleicht habe ich mich in dir getäuscht. Vielleicht haben wir uns alle in dir getäuscht. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass ich nachdenken muss. Ich muss viel und lange nachdenken.“

Dann verschwand sie wieder. Ich war wieder alleine.

10. Flucht aus dem goldenen Käfig

Wir warteten sechs Wochen auf unsere Befreier. Es war eine sternenhelle Nacht, als aus dem Himmel ein blaues Licht auf uns zu kam. Als es näher kam, erstrahlte die ganze Stadt in diesem blauen Licht. Ein paar kleinere Schiffe entfernten sich

fluchtartig, vom Planeten. Die Zetas hatten doch Wachen zurück gelassen, die nun vor der Übermacht eines anderen Weltraumvolkes flüchtete.

„Das sind sie“, sagte Hans. „Das sind die Sirianer.“

Das Schiff sah aus, wie eine riesige Meeresqualle. Es war nur einwenig kleiner als unsere Stadt. Uns bot sich ein Schauspiel, als würde ein riesiges leuchtendes Meereswesen neben uns landen. Niemand sprach auch nur ein Word. Wir waren fasziniert von so viel Schönheit. Bevor sich eine Tür öffnete und ein Zugang zur Stadt geschaffen wurde, präsentierte uns dieses Schiff eine blaue Lichtshow, wie sie schöner nicht sein konnte. Dazu erklangen Töne in einer Harmonie, dass wir ehrfürchtig niederknieten und fast zu beten anfangen. Wesen, die zu solch einer Schönheit imstande waren, konnten nicht schlecht sein. Oder fühlten sie sich gerade deshalb überlegen?

Ein kleines Wesen, das aussah wie Lark, kam auf uns zu. Seine Haut war jedoch nicht braun, wie bei Lark, sie war grau.

„Ich bin Nammo. Wir kommen aus dem Sirius-System“, sagte er. „Es wir Zeit, dass ihr mitkommt. Auf der Erde gibt es große Veränderungen. Wenn ihr eine Zukunft haben wollt, dann folgt uns! Die Wesen von Eridani bringen wir auch

wieder nach Hause. Die Zetas hätten sie gar nicht entführen dürfen. Sie sind in ihrem Forscherdrang zu weit gegangen.“

„Wollt ihr wirklich alle mitnehmen?“, fragte Ingbert Kroll den Fremden aus dem All.

„Willst du denn jemanden hier zurück lassen?“, fragte Nammo überrascht.

Viele Augen sahen mich an. Es entbrannte ein handfester Streit. Doch nur wenige waren auf meiner Seite.

„Wenn er hier bleibt, bleiben wir auch hier!“, schimpfte Sutt der Eridianer.

„Nein“, schrie ich dazwischen, „ich will und werde nicht zulassen, dass wegen mir, auch nur einer von euch zurück bleibt.“

Nammo beendete den Streit. Ich weiß nicht, was er meinen Freunden sagte. Aber sie stiegen nach der Unterredung mit ihm, ohne weiter zu murren oder zu protestieren, in das Raumschiff ein.

Das Gedränge war nicht mehr so groß, wie auf der Flucht aus der Höhle. Es lief alles geradezu andächtig ab.

„Nun bist du alleine auf diesem Planet“, sagte Nammo, als der letzte Gefangene das Raumschiff betreten hatte. „Den

General und den Major nehmen wir auch mit. Das müssen die Anderen nicht wissen.“

Nammo schwieg und lächelte mich listig an. Ich dachte schon, ich müsste weiter gegen die Monster kämpfen. Oder gar versuchen eine der Sauerstoffanlagen zu erreichen; was fast aussichtslos war. Auch mit der Schutzrüstung, die wir hier fanden, war es fast unmöglich, soweit zu laufen. Alleine konnte ich das Portal des Bösen nicht immer bewachen und verteidigen. All diese Dinge gingen mir durch den Kopf als Nammo sagte:

„Na komm! Wir lassen hier niemanden zurück!“

Meine Freunde lachten, die Anderen fluchten. Aber das war mir egal. Endlich konnten wir den Planet des Schreckens verlassen. Ich hielt mich in den kommenden Tagen fern von allen Menschen. Ich wollte nur noch alleine sein. Die wenigen Freunde, die ich hatte, vermochten meinen Gemütszustand auch nicht zu ändern. Ich begann die Menschen zu hassen. Ich hasste sie so sehr, dass ich sie selbst, am liebsten auf dem Planet zurück gelassen hätte. Ich versuchte mich zu beruhigen und saß nur noch beobachtend in irgendwelchen Ecken herum.

Das Vertrauen der Menschen in außerirdische Völker war, trotz der Befreiung, immer noch getrübt. Sie wussten nicht, was die Aliens wirklich planten. Aber sie wussten, dass sie ihnen ausgeliefert waren. Die Außerirdischen waren uns in allem überlegen.

Der Planet des Schreckens lag nun schon weit hinter uns. Der Imperator wollte ihn nutzen, um seine Gefangenenlager dort zu errichten. Er wollte seine Feinde weit von der Erde weg haben. Nun kamen sie zurück, und waren seine einzige und letzte Hoffnung.

Doch bevor wir alle nach Hause durften, brachten sie uns noch in ihr Sternensystem. Auch in diesem Raumschiff war für unser Wohlergehen bestens gesorgt. Wir bekamen weiße Gewänder. Nun hatten wir alle, endlich wieder Kleidung. Neugierig, wie kleine Kinder die die Welt entdecken, sahen sich meine Freunde und Feinde im Schiff um. Sie sahen keine Maschinen oder Kommandozentralen. Auch keine Monitore oder Bedienelemente. Wir wurden in einen Raum gebracht, der an ein Einkaufszentrum oder ein Vergnügungsviertel Edens erinnerte. Die kunstvoll gestalteten Parkanlagen erinnerten allerdings mehr an asiatische Kultur. Wo wir auch hinschauten; überall sahen wir Blumenbeete, Pavillons, Pflanzen, Bäume

und Sträucher, die wir von der Erde her nicht kannten. Es gab Weinlokale, Kaffees, Speiselokale und viele Vergnügungsviertel. Wir waren mit Spiel, Spannung und Spaß ausreichend versorgt. Mich interessierten nur die Bibliotheken und die Kinos. Die Bücher, die wir hier fanden, waren alle von Menschen geschrieben, die schon lange in Vergessenheit geraten waren. Die Bürger Edens hatten für deren Philosophie nichts übrig. Ihre Philosophie war Profit und Gewinn. Danach lebten sie. Danach formten sie ihre Welt. Und danach beurteilten sie ihre Mitmenschen. In unserer Welt fand man gute Bücher nur noch in den Bibliotheken der alten Kloster.

Ich verbrachte auch viel Zeit an den Fenstern des Sirianerschiffes. Ich beobachtete, wie wir das Zeta-Reticuli-System verließen. Ich beobachtete die Sterne, die ich aus dieser Perspektive vielleicht nie wieder sehen würde. Ich sah in die Weiten des Weltalls hinaus und fragte mich, wie viele Geheimnisse dort draußen warteten, um von uns entdeckt zu werden. Nachdem was wir auf dem Planet der Zetas sahen, musste es noch viele Welten geben, die bewohnbar waren. Gab es dort die selben Probleme wie auf der Erde? Ich war mir sicher, dass jedes Volk, das zu denken beginnt, erst aus seinen Fehlern lernen muss. Aber, waren sie alle so uneinsichtig und

brutal wie die Menschen? Die Eridianer waren anders, dessen war ich mir sicher. Die Menschen um mich herum machten sich keine Gedanken um ihre Zukunft. Das konnte ich nicht verstehen. Ich fragte mich, was uns auf der Erde erwarten würde. Das konnte doch meinen Mitmenschen nicht egal sein. Auf der Erde tobte ein letzter großer Krieg und diese Menschen hier, amüsierten sich in Lokalen und Spielstätten. War diese mangelnde Weitsicht, schuld am Untergang der Menschheit? Großvater berichtete, dass es langsam im zwanzigsten Jahrhundert begann und dann immer schneller, zum rücksichtslosen Überlebenskampf des Einzelnen führte. Diesen Menschen ging es jetzt wieder gut. Sie machten sich keine Gedanken um die Erde und die Menschen, die dort um ihr Leben kämpften. Die Menschen hatten sich an Schreckensmeldungen und Katastrophen gewöhnt. Es kümmerte sie wenig, wenn es sie nicht selbst betraf. Ignoranz und Gleichgültigkeit, waren schuld am Untergang der Menschheit. Nun konnten nur noch höhere Wesen helfen. Ich fragte mich, was die Sirianer planten. Die Antwort darauf wartete im Sirius-System auf uns. Dort bestätigte sich wieder einmal meine Vermutung, dass seit langer Zeit schon, außerirdische Völker das Schicksal der Menschen neu planten.

Wir hatten keine Verbindung zur Erde. Als wir das Sirius-System erreichten, wusste niemand von uns, ob der Imperator noch lebte. Nammo erklärte uns, dass seine Heimat zwei Sonnen hat. Er berichtete von sechs Planeten im Sirius A System. Sein Volk lebte jedoch seit vielen Jahrtausenden in Raumstationen, die sicherer waren, als jeder Planet ihres Systems. Wir wurden zu einer kugelförmigen Raumstation gebracht, die die Größe unseres Mondes hatte. Als wir uns der Station näherten erkannte ich, dass es eine Station war, die aus unzähligen einzelnen Modulen zusammen gebaut war. Nammo erklärte uns, dass es sich hierbei um Raumschiffe handelt, die sich leicht voneinander trennen lassen und an anderer Stelle wieder zusammen gefügt werden können. Es war sogar möglich, mit der ganzen Station durch die Weiten des Weltalls zu fliegen. Wir sahen ein riesiges rundes dreidimensionales Puzzle.

Im Inneren der Raumstation erkannten wir reges Leben, das sich uns durch die zahlreichen bunt leuchtenden Verbindungsröhren und mächtigen Fenstern und Glaskuppeln, als ein wundersames Spiel von Licht und Farben präsentierte.

Nammo kam zu uns und fragte: „Wir wäre es denn mit einer Rede?“

Wir sahen ihn groß an. Niemand dachte jetzt daran, eine Rede zu halten. Was wollte dieser Alien nun wieder von uns? Niemand meldete sich. Auch Hans stand nur ratlos da und schaute unter sich. Nammo schüttelte fassungslos seinen großen Kopf, der irgendwie nicht zu diesem schwächtigen Körper passte.

Sie wollten nur ein paar Worte hören, wie wir unsere Zukunft planten. Ob wir es wert waren, gerettet zu werden. Ich fasste mir ein Herz und ging zu dem bereitstehenden Mikrofon. Vielleicht wollte ich aber auch nur reden, weil mich, ohne Nammos Zustimmung, ohnehin niemand hätte reden lassen. Was ich damals nicht wusste war, dass alle Sirianer diese Rede mitverfolgten. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich fing einfach an zu reden. Es war, vielleicht auch eine Trotzreaktion:

„Als wir hier her gebracht wurden fragte ich mich, ob wir überhaupt eine Zukunft haben. Um eine neue Zukunft zu planen, müssen wir die Fähigkeit besitzen unsere Fantasie zu nutzen. Die Fantasie muss unser Werkzeug sein; nicht wir das Werkzeug unserer Fantasie. Aber wie schwierig ist das. Wir

wissen von Kriegen, Katastrophen, Hunger, Krankheiten und Elend. Aber warum lässt uns das so kalt? Warum sind wir so gebannte Zuschauer, wenn wir das alles mit eigenen Augen erleben? Warum macht uns das so betroffen, wenn wir das Elend selbst sehen? Warum sind so viele Menschen unfähig Mitgefühl zu empfinden? Sie sind nicht imstande ihre eigene Fantasie zu beherrschen. Sie werden offenbar von ihrer Fantasie beherrscht. Aber, wer seine Fantasie beherrscht, wer seine Träume beherrscht, kann sehen und fühlen, was in der Welt geschieht. Und es geht nicht spurlos an ihm vorüber. Die Fantasie führt uns an viele Orte und lässt uns das verstehen, was dort geschieht. Das ist Voraussetzung für die Fähigkeit, die Zukunft zu planen. Wer die Zukunft planen will, muss nicht nur die Gefahren kennen die unsere Nachwelt bedroht; er muss diese Gefahren begreifen, sehen und fühlen können. Ohne ein gutes Stück Fantasie funktioniert das nicht. Wenn wir uns wie Gaffer am Straßenrand benehmen, können wir die Gefahren nicht abwenden. Wir müssen vorher begreifen und verstehen welche Gefahren unsere Zukunft betreffen. Die Fantasie zu beherrschen, emotionelle Fähigkeiten zu besitzen und die Fähigkeit zu besitzen über solche Dinge öffentlich nachzudenken, hat nichts mit Intelligenz zu tun. In der Zeit des

kapitalistischen Edens, in der nur noch kalter Kapitalismus herrschte, war es fraglich wie viele intelligente Menschen solche Fähigkeiten besitzen. Die Gefahren der Zukunft sind real, wie der Unfall auf der Straße. Doch wer bei einem Unfall sagt, so etwas hätte er noch nicht gesehen, der begreift auch nicht die Zukunft. Ein gutes Beispiel aus alten Schriften sagt.“

Mit den Ohren werdet ihr's hören und nicht verstehen; und mit den Augen werdet ihr's sehen und nicht erkennen. Denn das Herz dieses Volkes ist verstockt, und ihre Ohren hören schwer, und ihre Augen sind geschlossen, damit sie nicht etwa mit den Augen sehen und mit den Ohren hören und mit dem Herzen verstehen und sich bekehren, und ich ihnen helfe.

Ich wusste, dass viele Menschen meiner Zeit, von den alten Schriften gehört hatten. Aber niemand kannte ihren Inhalt. Man musste schon hinter dicken Klostermauern studiert haben, um diese Schriften zu kennen. Ich sprach weiter:

„In der Vergangenheit der Menschen sind schon so einige Völker und Zivilisationen, wie die Majas oder die Bewohner der Osterinseln, unter gegangen. Die Gründe waren immer die Gleichen: Überbevölkerung, Hungersnot, religiöser Wahnsinn

und geistlose Führung der Herrscher. Wenn sich nichts ändert, kann das immer wieder geschehen. In den letzten Jahrhunderten hat die Menschheit so viele Erfindungen gemacht wie nie zuvor. Warum war das so? Was hat sich geändert? Die Menschheit musste eine lange Zeit der Entwicklung durchstehen, bis die Erfinder nicht mit Teufelswerk konfrontiert wurden. Dann ging die technische und wissenschaftliche Entwicklung rasend schnell voran. Auch die geistige Entwicklung ging voran. Aber ging das auch schnell genug? Die Probleme unserer Zeit erinnern sehr an die Probleme untergegangener Völker. Leider entwickelten sich die Menschen unserer Zeit unterschiedlich schnell. Geistlose Intelligenz stand gegen Weisheit und Vernunft. Um dem Schicksal untergegangener Völker zu entgehen, müssen wir das Unmögliche möglich machen. Wir müssen lernen ehrlicher, einsichtiger und aufrichtiger miteinander umzugehen. Wir müssen lernen, dem eigenen Wohl Grenzen zu setzen. Wir müssen lernen aus dem Leben zu lesen und nicht aus uralten Schriften; wie es viele religiöse Gruppen noch heute tun. Da die Menschen bisher nicht gelernt haben das Gute vom Schlechten dieser Bücher zu unterscheiden, sollte man lieber diese Bücher schließen und erst dann wieder öffnen, bis man

auch versteht, was dort überliefert wurde. Nicht immer haben Autoren mit guter Gesinnung daran geschrieben. Aber vor lauter blinden Glauben hat das bis heute nur ein kleiner Teil der Menschheit bemerkt. Wir können nur mit Weitsicht und Weisheit die Zukunft sichern. Auch wenn es unmöglich erscheint; wir müssen alle lernen Selbstsüchtigkeit und Eigennutz zu bremsen. Nur dann können wir dem Schicksal vergangener Kulturen entgehen. Es mag sein, dass viele Menschen an einen großen Plan des Lebens glauben, der von einem göttlichen Wesen gemacht und unabänderlich ist. Auch ich glaube an eine Formel, nach der das Schicksal der Menschheit vorbestimmt ist. Für diese Formel ist aber nicht etwa ein göttliches Wesen verantwortlich, sondern die Menschheit selbst. Dass dieser große Plan unabänderlich ist, ist auch nicht die Schuld eines göttlichen Wesens. Dafür ist die Menschheit selbst verantwortlich. Seit Urzeiten folgen wir unserem Instinkt, wie jedes andere Lebewesen auf unserer Erde. Seit Urzeiten sind wir nicht imstande diesem instinktiven Handeln zu entkommen und neue, andere Wege zu gehen als die, die uns von unseren Gefühlen vorgeschrieben werden. Wir lebten am Anfang einer neuen fantastischen Zeit. Das war der Verdienst kluger Köpfe. Uns boten sich Möglichkeiten, die

unsere Vorfahren sicher für unmöglich hielten und von denen damals nicht einmal die kühnsten und klügsten Köpfe zu träumen vermochten. Aber leider gab es auch eine andere Seite. Wir schleppten viel Schlechtes hinter uns her und es wurde nicht weniger. Bisher war die Menschheit nicht imstande ihrem Schicksal zu entkommen. Die wenigen Menschen die versuchten etwas zu verändern wurden oft verachtet oder von den Klauen der Macht erschlagen. Und genau darum glaube ich, dass das Schicksal der Menschen berechenbar ist. Die Geschichte der Menschheit ist voller Kriege, Hass und Gewalt. Lasst nicht zu, dass das in Zukunft immer so weiter geht! Einzelne Menschen können ihr Leben durchaus vollkommen ändern. Darum lasst uns aufstehen, und gemeinsam die Weichen des Schicksals in eine andere Richtung legen! Der große Plan, nach dem die Menschheit bisher gelebt hat, kann geändert werden. Dies ist sehr schwierig, aber sicher nicht unmöglich. Es wird viele Jahre, ja sogar Jahrzehnte dauern, bis wir in einem irdischen Paradies leben dürfen. Aber heute, sollten wir schon mal mit den Vorbereitungen beginnen.“

Nammo lächelte zufrieden. Er zeigte uns stolz seine Welt, die so friedlich war wie der Himmel selbst. Die Entwicklung der

Sirianer war von Anbeginn ihrer Existenz in andere Bahnen gelenkt worden, als die der Menschen. Da sie mehr Achtung vor dem Leben hatten und mehr Mitgefühl empfanden, war ihnen die tragische Entwicklungsgeschichte der Menschheit erspart geblieben. Ihre Existenz schien von einem einzigen Gedanken geleitet zu sein. Ihre Lebensziele waren Forschung und Wissenschaft. Bei den Sirianern gab es nie eine Hungersnot. Kein Volk musste leiden, während das Andere in verschwenderischem Luxus lebte. Ihr Zusammengehörigkeitsgefühl hat solches verhindert. Ich sah die Welt der Sirianer und verspürte ein wunderbares Glücksgefühl. Ich konnte die Liebe spüren, die unter diesen Wesen herrschte. Mir wurde eine Gruppe Sirianerkinder gezeigt, die in den Nachthimmel schauten. Nammo zeigte mit einem seiner vier langen dünnen Finger auf die Kinder und sagte:

„Unsere Kinder fragen uns ständig, warum die Menschen so böse sind. Sie können nicht verstehen, wieso denkende Wesen nicht nachempfinden, können was sie anderen antun. Sie verstehen nicht, warum die Menschen so furchtbar grausam sind. Sie schauen in den Nachthimmel hinauf, Richtung Erde und schütteln verständnislos ihre kleinen Köpfe. Dann müssen

wir ihnen immer erklären, dass viele Menschen kaum in der Lage sind, das Wahrgenommene richtig zu verarbeiten. Herr vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. So steht es in religiösen Büchern geschrieben. Die Menschen wussten nie, was sie taten. Als wir von euch hörten, wollten wir natürlich euren Planeten aufsuchen, um ihn und euch zu erforschen. Ein Volk, das weit von uns im All lebt sagte uns, wie wir euren Planet finden konnten, und wir kamen. Als wir die Erde das erste Mal sahen, waren wir von ihrer Schönheit begeistert. Eine solche Oase in der Weite der Galaxie zu finden ist etwas ganz Besonderes. Wir umarmten uns vor Freude und wir tanzten und lachten. Aber dann weinten wir. Wir empfangen schreckliche Bilder des Grauens. Das Erste was wir von dieser Welt sahen war das Kolosseum im alten Rom.“

So ähnlich hatte auch Lark gesprochen. Und doch wollen die Zetas die Erde für sich erobern. Ich wusste nun, dass sie die Menschheit aufgeben hatten. Die Zetas glaubten nicht, dass sich die Menschen jemals zum Guten entwickeln. Darum wollten sie dem Untergang der Menschheit gelassen entgegen sehen, und dann den Planet Erde übernehmen.

Nammo drehte sich um und ging davon. Ohne mir weiter Beachtung zu schenken, löste sich die große Menschengruppe wieder auf. Wenig später dockte unser Raumschiff an der Station an. Nun hieß es Abschied nehmen. Die Eridianer wurden nach Hause gebracht. Die kleine Nuk sah mich traurig an.

„Wir spüren, dass es unter euch gute Wesen gibt“, meinte sie geheimnisvoll. „Ihr müsst nur alle so werden! Dann könnt ihr eure Zukunft planen. Vielleicht könnt ihr dann auch Raumschiffe bauen und uns einmal besuchen. Wir würden uns sehr darüber freuen.“

Ich mochte diese seltsamen Wesen. Sie waren stark und sehr schnell. Und dennoch hatten sie keine schlechten Gedanken. Sie waren gutherzig und weise. Wie sehr wünschte ich mir, dass die Menschen etwas von diesen Wesen in sich entdecken würden. Ich spürte ihre Liebe, ihr Vertrauen ihre Güte. Man musste diese Wesen einfach mögen. Sie hatten eine unglaublich positive Ausstrahlung. Ich hatte so etwas noch nie bei Menschen empfunden. Für einen Moment überlegte ich ernsthaft, ob ich nicht mit ihnen fliegen sollte. Doch mein Platz war auf der Erde. So wie ihrer auf Eridani war.

Wir verbrachten nur einen Tag auf der Raumstation. Ich wurde mit Hans und Jahn in einem Quartier untergebracht. Nammos Erklärung, dass die Stationen sicherer waren als ihr Planet, konnte ich nicht so richtig glauben. Er sagte, dass ihr System schon große Katastrophen überstehen musste. Sirius B war ein weißer Zwerg. Einst war dieser Stern eine große Sonne. Damals sah das System völlig anders aus.

Ich sah aus dem Fenster und blickte, durch das Vakuum des Weltalls, in die belebten Module der Station. Das kugelförmige Gitternetz, das zahlreiche große und kleinere Module miteinander verband, stellte seine ganze Pracht in Licht und Farbenspielen zur Schau. So sehr ich mich auch anstrengte; ich konnte mir nicht vorstellen wie es aussah, wenn sich die einzelnen Module voneinander trennten und sich in Raumschiffe umformten. Eines war uns allen klar geworden: Wenn diesem Volk eine kosmische Katastrophe droht, konnten sie ohne Probleme ausweichen. Nur ein einiges Volk war zu solchen Leistungen imstande. Die Menschheit konnte so etwas vielleicht nie erreichen.

11. Fremde Brüder im All

Es war der vierte Planet, der von den Sirianern als ihr Heimatplanet bezeichnet wurde. Er war etwas kleiner als die Erde. Der Planet war durchzogen von tiefen, dicht bewaldeten Tälern. Wir sahen zahlreiche Seen und sehr hohe Berge. Riesige vorsintflutliche Flugsaurier zogen, vom Aufwind der Berge hochgetrieben, ihre Bahnen von Gipfel zu Gipfel und Tal zu Tal. Ein Fluss bahnte sich seinen Weg durch die zerklüftete Urwaldlandschaft. Wir flogen weiter und sahen, wie er schließlich in einem großen See endete, der am anderen Ende, über einen mehrere Kilometer breiten Rand, in ein tiefes Tal hinab stürzte. Es sah aus, als würde ein riesiger Stausee überlaufen.

Wir flogen über Wälder, die ungewöhnlich große gelbe Blüten trugen. Es sah so aus, als ob Blumen auf den Bäumen wachen würden. So bot uns der Planet beim Überflug immer wieder ein abwechslungsreiches Farbenspiel. Schließlich erreichten wir in der Abenddämmerung eine Gegend, die von runden, dicht bewachsenen Hügeln überzogen war. Diese

Hügel leuchteten aus verschiedenen Höhlen oder Löcher. Wir konnten uns nicht erklären, was das sein sollte. Bis wir näher kamen und feststellten, dass es sich hierbei offenbar um bewohnte Behausungen handelte. Die Hügel waren mit breiten, beleuchteten Laufstegen miteinander verbunden, die hoch zwischen den Baumwipfeln hindurch führten. Dann erkannten wir auch große beleuchtete Eingangstüren. Wir waren in einer Urwaldstadt angekommen. Aber es waren keine Sirianer, die hier wohnten. Unten, auf den Laufstegen und vor den Eingangstüren, standen Menschen die uns zuwinkten. Ja, es waren Menschen. Es waren viele Menschen. Wir flogen schließlich an einem Observatorium vorbei und landeten auf einem großen Plateau. Wir sahen uns fragend an. Ich erkannte in den Gesichtern von Hans und Jahn großes Erstaunen aber auch Unsicherheit. Die Menschen auf diesem Planet machten irgendwie nicht den Eindruck, als seien sie von der Erde. Sie hatten lange hellblonde Haare und die Männer hatten fast alle, lange weiße Bärte. Das gab es in unserer Welt zwar auch hin und wieder. Aber ein ganzes Volk das so aussah, kannten wir nicht. Sie trugen einfache weiße Gewänder und um die Hüften hatten sie goldene Stricke gebunden. Es waren die gleichen Gewänder, wie wir sie trugen. Wir wussten nicht, was wir

davon halten sollten. Menschen, hatten wir hier nicht erwartet. Wir dachten, dass nur die Zetas Menschen entführt hatten. Wir fragten uns, was hier auf uns wartete? Vielleicht eine neue Monsterhöhle? Aber die Menschen dort unten sahen friedlich und zufrieden aus. Endlich konnten wir aussteigen.

Unser Weg führte über die beleuchteten Laufstege zu verschiedenen Hügeln, wo man uns einquartierte. Der Innenbereich dieser Hügel verriet, dass es sich nicht um natürliche Hügel, sondern um Bauwerke handelte, die außen mit dichten Wäldern bepflanzt waren. Die Innenwände waren mit Gold überzogen. Wir konnten keine Lampen finden. Die goldenen Wände gaben, auf geheimnisvolle Weise, genügend Licht ab. Auch hier fanden wir diese seltsamen Apfelhäuser, wie wir sie von den Zetas her kannten. Nur, hingen sie hier überall, von einem goldenen Seilnetzwerk getragen, im Innenbereich der Hügel herum. Es hingen auch goldglänzende Seile an ihnen herab. Ich fragte mich schon, wie wir dort hinauf kommen sollten. Die obersten Häuser würde wohl kaum jemand von uns, so ohne weiteres, erreichen. Doch Jahn machte es uns vor. Er griff mit einer Hand nach einem Seil und schwebte ohne Mühe zu einem Apfelhaus hoch. Die Anderen machten es ihm nach. Und schon bald war kein Seil mehr zu

sehen, das bis zum Boden herab hing. Sie zogen alle ihre Seile etwas hoch, um anderen zu zeigen, dass dieses Apfelhäuschen schon besetzt war. Nun erkannten wir, dass auch die Apfelhäuschen, der Schwerkraft trotzten. Das Geflecht von Seilen diente nur ihrer Fixierung im Raum und dem Transport der Bewohner. So wie wir an den Seilen hochschwebten, konnten wir an den Seilen von Haus zu Haus schweben. Wir waren für die nächsten Stunden beschäftigt. Bei all dem Schwebespiel hatten wir völlig vergessen, dass es hier auch noch andere Menschen gab. Doch das hatte Zeit, bis zum nächsten Tag. Wir waren alle sehr müde. Sanfte Chormusik, die von unseren seltsamen Brüdern und Schwestern kam, wiegte uns in einen langen erholsamen Schlaf.

Die Sirius-Sonne weckte mich schon sehr früh am Morgen. Ich war einer der Ersten, die nach draußen rannte, um den fremden Sonnenaufgang zu bewundern. Nick und Hans standen schon draußen. Sie drehten sich nach mir um und lächelten mich seltsam an. Ich grüßte knapp und bestaunte die Blumenblüten der Bäume, die in einem schimmernden Blau vor unserem Hügel, um die Wette leuchteten. Weiter draußen sah ich noch rote und gelbe Blüten. Hier wuchsen die

schönsten Blumen auf den Bäumen. Dieses vielfältige Formen- und Farbenspiel ließ mich die seltsamen Blicke meiner beiden Freunde vergessen. Als Natascha und Nina ihr Schlafgemach verließen und mich auf die gleiche Weise ansahen fragte ich, ob irgend etwas nicht stimme. Nick antwortete, ohne mich dabei anzusehen. Sein Blick ging weit hinaus in die Ferne, wo ein Flugsaurier seine Runden um einen Berggipfel drehte:

„Wir hatten heute Nacht, einen seltsamen Traum. Wir lebten im Traum, dein Leben. Wir lebten so wie du gelebt hast. Sogar die Frauen erlebten ein ähnliches Leben. Wir wurden zum Imperator gerufen, so wie du. Wir haben allerdings alle unterschiedlich reagiert. Nicht alle haben in ihrem Traum, versucht Nina und Natascha zu befreien. Viele von uns waren den Verführungen Edens erlegen. Viele haben sich ganz auf die Seite des Imperators geschlagen und ihm geraten, die Klonkrieger früher zu vernichten. Die Gefahr, die von den Außenbereichen aus ging, war ja längst nicht mehr so groß wie früher. Viele Träume sind völlig anders gelaufen, als in deinem Leben. Einige von uns kämpften auf der Seite Charlys. Andere vergnügten sich in Eden. Die Zeit, in der du als Verräter bezeichnet wurdest, ist nun vorbei. Wir haben erfahren müssen, wie dumm wir uns verhalten haben und wie schnell wir mit

unserem Vorurteil waren. Heute werden viele Leute sehr nachdenklich sein. Die Sirianer haben uns einen Traum geschenkt. Wir sind nun dabei, ihn zu verarbeiten. Wir verarbeiten dein Leben. Von nun an, bist du unser Held. Die Sirianer haben uns schon früh geweckt und uns das mitgeteilt. Viele von uns, werden ihr Häuschen so schnell nicht verlassen wollen.“

Ich war auch dabei, das eben gehörte zu verarbeiten. Ich fragte mich, warum die Sirianer gerade mein Leben ausgewählt hatten. Und ich fragte mich, woher sie mein Leben überhaupt kannten.

Auf diese Fragen hatte niemand eine Antwort. Ich schlenderte nachdenklich ohne Ziel einem Laufsteg entlang. Bunte kleine Vögel saßen dicht neben mir, in den Baumkronen der Äste. Als ich an ihnen vorüberging, flogen sie nicht davon. Sie blieben auch sitzen und sangen weiter, als ich mich ihnen näherte. Die fremde Sonne schien durch die Äste der Bäume und vermischte sich mit den bunten Farben der Baumblüten. Ich ging weiter und dachte über mich und mein Leben nach. Ich war mir nicht sicher, ob ich immer alles richtig gemacht hatte. Die Sache mit Charly lag mir immer noch schwer im

Magen. Seine Nachfolger führten jetzt auf der Erde einen schrecklichen Krieg. Sie kämpften gegen die Regime des Luxus und des rücksichtslosen Kapitalismus. Ich war jedoch der Ansicht, dass Gewalt keine Lösung war. Ich war mit meinen Gedanken bei den Menschen, die jetzt gegen die Klonsoldaten um ihr Leben kämpften. Und ich dachte an meine Familie, die immer zwischen den Fronten stand.

Ohne es zu merken, stand ich plötzlich vor den Menschen, die hier auf dem Planet der Sirianer lebten. Ein Mann, der sich Artus nannte, sprach mich an:

„Willkommen in unserer Stadt! Wir hoffen, dass ihr die erste Nacht gut verbracht habt.“

„Danke, ich habe gut geschlafen. Die Anderen berichteten mir jedoch von einem seltsamen Traum.“

Artus lachte: „Ja, das kennen wir. Es sind gesteuerte Träume, die die Sirianer uns träumen lassen. Wir können so erfahren, wie wir in einem anderen Leben, in einem anderen Dasein, gelebt und reagiert hätten. Wir können uns das mittlerweile ohne Träume gut vorstellen. Die Menschen von der Erde, brauchen jedoch noch Hilfe. Sie können ihre Welt nicht, durch die Augen anderer Mitmenschen sehen. Aber genau das müsst ihr lernen, wenn ihr gütig miteinander leben wollt.“

„Wer seid ihr, Artus? Ihr seid doch keine richtigen Menschen, oder?“

Artus lachte wieder: „Wir sind Menschen“, bestätigte er mir. „Wir sind nur von den Sirianern mit Güte und Weisheit gesegnet und geformt worden. Wir sind die Väter einer neuen Gesellschaft. Wir wurden über lange Zeit hier geformt und erzogen, um eines Tages auf der Erde den Grundstein für eine neue Welt zu legen. Während auf der Erde ein letzter großer Krieg tobt, sind die Sirianer dabei, der Menschheit eine neue, letzte Chance zu geben. Aber das werdet ihr alles noch erfahren.“

Die Sirianer hatten auf ihrem Planet eine neue Generation Menschen gezüchtet. Sie waren sehr weiße, sehr gebildet und gütig. Sie kannten keine Gewalt. Sie waren so, wie ich es mir gewünscht hatte. Sie erinnerten mich an die Eridianer. Auch Artus hatte solch eine besondere Ausstrahlung, wie Nack. Sie ließen sich von keiner Religion und keinem irdischen Zwang in eine Bahn drängen. Sie schauten nur nach oben und sagten:

Wenn dort oben ein Gott ist, der uns führen kann, dann soll er jetzt kommen! Denn die Menschen wollen nicht länger

verschiedenen Lagern angehören! Wir warten, hoffen und beten!

Diese Menschen hatten ganz bestimmte Vorstellungen vom Miteinanderleben. Sie wurden von den Sirianern unterstützt. Wenn es eine Rettung für die Menschen gab, dann mussten wir offenbar nach deren Regeln leben. Ich konnte mich jedoch nicht damit abfinden, dass man die Menschen in Eden ihrem schrecklichen Schicksal überließ. Ich war nicht als Bürger Edens geboren und aufgewachsen. Und doch war ich fast der Verführung erlegen. Wenn die neue Generation das Leben mit den Augen anderer Wesen sehen konnte, mussten sie das wissen.

So wartete ich auf ein Signal, eine neue Botschaft oder einen Traum. Irgend etwas mussten die Sirianer doch tun, um die Menschen zu retten. Ich ging wieder nachdenklich durch die Stadt, bis mir ein schrecklicher Gedanke kam. Ich ging wieder zu Artus:

„Ihr werdet also zur Erde reisen und dort eine neue Gesellschaft gründen, Artus. Ich nehme an, dass wir nicht würdig sind, mit zu kommen. Wir müssen hier bleiben. Ist das so, Artus?“

Er lächelte und meinte schließlich: „Ihr kommt selbstverständlich mit uns. Wir gründen gemeinsam eine neue Gesellschaft. Wir werden eure Lehrer sein.“

„Dann rettet die restlichen Menschen auf der Erde! Sonst bleiben wir hier. Das sind immer noch unsere Brüder und Schwestern, die dort sterben.“

„Sie sterben nicht. Die Zetas haben den Krieg beendet.“

„Was ist dort passiert Artus?“

„Geht in eure Unterkunft! Ihr könnt gleich sehen, was passiert ist.“

12. Das Ende der Macht und des Kapitalismus

Wir gingen in unsere Unterkünfte und warteten. Es dauerte nicht lange, da erschien an den goldenen Wänden Nammo und berichtete von den Forschungen seines Volkes. Er berichtete von der Vergangenheit und der Zukunft der Menschheit. Er zeigte uns viele Bilder und Filme. Es waren original

Aufnahmen, die mit kleinen Kameras, die sie in kleine künstliche Tierroboter einbauten, aufgenommen hatten. Sie präsentierten uns die Macht in all ihrer Grausamkeit. Wir sahen die Macht, die sich im alten Rom über viele Jahrhunderte ausbreitete. Doch nach dem Ende des Römischen Reiches hatte die Macht, Rom nicht etwa verlassen. Sie blieb für viele Jahrhunderte auf dem Thron der katholischen Kirche. Das Böse wurde mächtiger und grausamer, als die alten Römer je waren. Die Macht verhinderte den wissenschaftlichen und philosophischen Fortschritt über viele Jahrhunderte. Sie zog sich über die grausame Geschichte der Menschheit hin, bis in die hochtechnisierte Zukunft. Das alles beinhaltete Nammos Bericht. Er war grausam und authentisch.

Gebannt, verfolgten wir die Geschehnisse, die die Sirianer akribisch aufgezeichnet hatten. Im Kolosseum waren viele Menschen versammelt, die laut grölend und jubelnd auf die Befriedigung ihrer mordgierigen Gelüste warteten. Eine Gruppe Menschen wurde in die Arena geführt. Dann öffneten die römischen Soldaten Käfige, und ein Bild des Grauens entstand. Raubtiere rannten heraus und fielen über die, von Entsetzen und Todessangst gepeinigten Menschen, her. Das Gegröle und Gejohle auf den Tribünen wurde immer lauter, bis

die Löwen von ihren Opfern abließen. Wir wurden Zeugen weiterer grauenerregender Taten. Wir sahen einen römischen Kaiser, dem der Irrsinn ins Gesicht geschrieben war.

„Dieser armselige Mensch wagte es, sich als Gott zu bezeichnen“, meinte Nammo mit bitterer Stimme.

Uns wurden noch mehr Bilder gezeigt. Ich sah, was sich im 16. Jahrhundert in Mittelamerika abgespielt hatte. Die schrecklich blutigen und grausamen Rituale der Azteken, wurden nur noch von den irrsinnigen Abschachtungsmethoden der spanischen Eroberer übertroffen. Ich konnte fast nicht hinschauen. Die spanischen Konquistadoren metzelten die Indianer auf eine sadistische und barbarische Weise nieder, deren Methoden wohl nur der Teufel persönlich ersonnen haben konnte.

Nammo sagte mit ernster Stimme: „Im Namen eurer Religionen sind noch viel mehr entsetzliche Taten geschehen. Entgegen der Lehre der Barmherzigkeit und der Nachsicht, ließen die Kirchen Menschen foltern und hinrichten. Es steht geschrieben, du sollst nicht töten. Doch das galt wohl nicht für jeden. Die Menschen waren an Dummheit und Boshaftigkeit nicht zu übertreffen. Die Geschichte der Menschheit besteht fast nur aus Mord, Gemetzel und Massaker. Ein Volk fiel über

Andere her und ergötzte sich an ihrem Schmerz. Wer die Macht besaß, war Herr über Leben und Tod. Auch die Sklaverei ist ein weiteres Zeugnis menschlicher Grausamkeit. Es gibt kaum Worte um das auszudrücken, was einige Menschen erdulden mussten.“

Nun konnte ich wirklich nicht mehr hinschauen, denn an der goldenen Wand war zu sehen, wie eine junge Frau zum Scheiterhaufen geführt wurde. Ihr Gesicht war von blanker Angst und schrecklichem Entsetzen gezeichnet.

„Wir wollen euch diese Bilder ersparen“, sagte Nammo mit bewegter zorniger Stimme, „denn was man sehen kann ist einst wirklich geschehen. Die so genannten Diener Gottes verurteilten viele zum Tod. Sie mussten auf die scheußlichste Art sterben, die sich ein Menschengehirn ausdenken kann. Wir dachten, die Menschen würden sich irgendwann einmal ändern und beobachteten sie weiter. Doch auch, als die Menschen ein neues Zeitalter erreichten, änderte sich nichts. Wir wurden Zeuge von drei Weltkriegen und erkannten, dass die Menschen ihre alte unbarmherzige und blinde Grausamkeit nicht verloren hatten. Auf der ganzen Erde wurden furchtbare Verbrechen begangen. Die Menschenrechte wurden mit Füßen getreten.“

Man hatte uns vieles erzählt, doch mit eigenen Augen sahen wir das Leid der vergangenen Generationen nie. Was die Sirianer uns zeigten, bewegte unsere Gemüter sehr. Wir sahen Menschen, die hintereinander in einer Schlange standen, und langsam auf ein Ziel zusteuerten. In der Ferne war das rattern von Maschinengewehren zu hören. Wir sahen, wie die Menschen sich trotz eisiger Kälte, nackt ausziehen mussten. Ihre Kleider warfen sie alle auf einen Haufen. Sie wussten, dass sie ihre Kleider nie mehr benötigen würden. Dann sahen sie, was in wenigen Minuten mit ihnen geschehen soll. Ihre Brüder und Schwestern wurden zu einer Grube geführt und mit Salven aus mehreren Maschinengewehren erschossen. Dann wurden die Zeugen des Todes selbst zum Loch geführt. Sie sahen in der Grube ihre Brüder und Schwestern liegen. Einige von ihnen lebten noch. Dann wurden sie selbst von Soldaten erschossen; und die nackte Schlange wurde immer kleiner. Dann sahen wir, wie moderne Kampfflugzeuge ein kleines Dorf bombardierten. Die Leiber der Opfer flogen entsetzlich verstümmelt durch die Luft, und viele von ihnen blieben, schrecklich verstümmelt und von grausamen Schmerzen gepeinigt, liegen. Dann sah ich Bilder von

Atombombenangriffen. Es waren wieder schrecklich authentische Bilder, die ein Beweis der menschlichen Grausamkeit darstellten. Sie zeigten wieder einmal, dass Menschen zu allem bereit sind, und dann auch noch eine Rechtfertigung für ihre Taten suchen.

„Viele Völker begingen schlimme Verbrechen“, sagte Nommo verbittert und erklärte weiter. „Im zwanzigsten Jahrhundert gab es eine Menge Kriege. Auch Anschläge, Attentate, Geiselnahmen und Terrorismus waren beliebte Werkzeuge des Bösen. Wir haben Aufnahmen aus Vietnam, Kambodscha, Nordirland, Südafrika, Afghanistan, Israel, Jugoslawien, Somalia, Beirut, Algerien, Kuwait, Iran, Irak, Korea, Angola, dem Sudan und so weiter, und so weiter. Die Menschen hatten ihre Grausamkeit nicht verloren. Der elektrische Stuhl ist der beste Beweis für eine völlig rückständige Verhaltensweise. Ob Scheiterhaufen oder elektrischer Stuhl; die Erbarmungslosigkeit ist dieselbe. Auch die Verbrechen an den Tieren waren genau so schlimm. Unzählig viele Menschen töteten Tiere mit einer bedenkenlosen Herzlosigkeit. Auch die vielen Tierversuche zeigten, dass der Mensch das Tier nur als Wahre ansah. Es gibt

in der Weite der Galaxie keine anderen Völker, die so engstirnig waren wie die Menschen. Ihnen fehlte der Spiegel, in dem sie sich selbst sehen können. Wenn Menschen sterben wird ihnen klar, was sie getan haben. Dann beginnt für sie das große Leiden. Sie blicken zurück auf ihr Leben und ziehen Bilanz. Doch, die dann gewonnene Erkenntnis kommt leider reichlich spät. Es wäre besser, die Menschen würden schon zu Lebzeiten Bilanz ziehen.“

Wir sahen nun die Bilder, von denen Großvater immer berichtet hatte. Im zwanzigsten und einundzwanzigsten Jahrhundert, breitete sich das Böse über die ganze Welt aus. Der letzte Kampf zwischen Gut und Böse begann. Nun konnte ich die Zetas irgendwie verstehen. Sie töteten die Menschen nicht. Sie warteten, bis sich die Menschen selbst getötet hatten. Der Tag würde kommen. Sie mussten nur warten. Die Sirianer wollten nicht zulassen, dass das Böse siegt. Nammos Bericht war erschütternd und grausam. Ich konnte nicht immer hinschauen.

Endlich berichtete er vom Geschehen auf der Erde. Wir wollten wissen, was mit unserer Heimat geschah.

Der Imperator war der letzte große Führer eines Regimes, in dem nur der Stolze Starke eine Chance hatte, zu überleben. Nun war das Regime dem Ende nahe.

Bevor die Zetas den Krieg beendeten, wurden die Klontkrieger, die bis an das Zentrum vorgedrungen waren, nach und nach von den Androiden zurück gedrängt oder getötet. Die letzte Hochburg der Klonsoldaten war wieder im Süden Edens. Dort verschanzten sie sich in einem verfallenen Gebäude. Die Androiden konnten nicht zu ihnen vordringen. Die Klontkrieger hatten so starke Bomben in ihrer Festung, dass eine Sprengung das Leben in Eden für Jahre unmöglich gemacht hätte. Sie kannten keine Furcht. Sterben war für sie nur, die Anwendung einer letzten großen, alles vernichtenden Waffe.

Der Imperator saß müde hinter seinem Schreibtisch. „Goldhain, die Androiden sollen die Klonsoldaten dort unten festhalten. Wir verlassen Eden und gehen nach Megacity. Wenn wir weg sind, lassen sie das Gebäude bombardieren! Dann ist der Krieg beendet. Wir bauen uns in Megacity eine neue Welt auf!“

Dazu ist es dann doch nicht mehr gekommen. Die Zetas beendeten den Krieg. Sie wollten nicht zulassen, dass die Klontkrieger mit ihren Bomben, der Erde für Jahre Schaden zufügten. Ihr eigener Planet wurde auf ähnliche Weise zerstört. Die Klonsoldaten wurden von dem Angriff aus dem All völlig überrascht. Der grelle Betäubungsstrahl schickte sogar die erprobten Kämpfer in Sekunden in einen tiefen Schlaf. Irgendwo in Nordamerika, wollten die Zetas die Klontkrieger, für unbestimmte Zeit, konservieren. Im ewigen Eis eingefroren, wollten sie ihre Zukunft in die Hände anderer Generationen legen.

Der Imperator war froh. Glaubte er doch noch immer, dass die Zetas seine Freunde wären. Er wartete jedoch vergeblich auf einen Kontakt. Sie meldeten sich nicht.

Goldhain hatte andere Sorgen. Er wollte eine Versammlung einberufen. Er begründete es mit den Worten, dass es wichtige Dinge zu besprechen gäbe. Der Imperator war wütend. Sonst ließ immer er selbst eine Versammlung einberufen. Goldhain tat das noch nie. Er fragte sich, ob sein engster Mitarbeiter übergeschnappt war. Dennoch kam er zur Versammlung. Überheblich und völlig selbstsicher, setzte er sich ans Kopfende des Versammlungstisches. Die höchsten Generäle,

Führungsmitglieder und Gauleiter waren gekommen. Gauleiter Meisner eröffnete die Versammlung. Wieder war der Imperator überrascht. Er dachte, dass Goldhain das tun würde. Der Imperator war wütend und neugierig zugleich. Er wollte wissen, was hinter seinem Rücken besprochen wurde.

„Der Krieg hat uns doch mehr geschadet, als wir uns das vorgestellt hatten“, begann er zögernd zu sprechen.

„Wie meinen Sie das Meisner?“, fragte der Imperator wütend.

„Die Versorgung mit Grundgütern ist gefährdet“, berichtete er stotternd weiter. Bevor der Imperator wütend wurde, berichtete er schnell. „Wir haben nicht mehr genügend Lebensmittel.“

Er überlegte wieder, wie er die Nachricht am besten dem Imperator beibringen konnte. Doch es musste nun gesagt werden. Er zögerte lange; zu lange. Der Imperator wurde immer nervöser. Schließlich forderte er die Anwesenden auf, endlich zu sagen was los wäre.

Gauleiter Meisner sagte leise und stotternd: „Wir haben keine Bäcker mehr.“

Der Imperator sah ihn schweigend an, als ob er einen Witz gemacht hätte und jeden Moment zu lachen begann. Aber das

erwartete Lachen blieb aus. Statt dessen sagte er betroffen weiter:

„Es fehlt auch an Bauern, Metzger und Müller.“

Langsam erhob sich der Imperator und zeigte mit seiner rechten Hand zum Fenster, an dem er immer stand.

„Wenn ich dort hinunter schaue, sehe ich viele Menschen, die den Krieg überlebt haben. Und Sie wollen mir erzählen, dass es keine verdammten Lebensmittelmacher mehr gibt.“

„Da unten sind nur noch reiche Beamte und hohe Angestellte. Wir haben jede Menge Amtsaufsichtsräte, Produktionsleitungsingenieurassistenten und ich weiß nicht was noch. Kaufmannsratsassistenten, Aufsichtsbeauftragte aber auch reiche Unternehmer. Alle haben sich frei gekauft. Sie mussten nicht an die Front. Jedenfalls nicht als Erste. Je mehr Geld jemand zahlte, um so weiter rutschte sein Einberufungsbescheid nach hinten. Müller, Metzger, Bäcker und andere Lebensmittelproduzenten hatten nicht so viel Geld. Es gibt auch keine Handwerker mehr. Wir haben zwar noch viele Manager aber keine Ingenieure und Monteure mehr. Ich glaube, wir haben ein Problem. Es haben nur Menschen der Oberschicht überlebt. Die Unterschicht ist entweder tot oder

irgendwo auf der Flucht. Es heißt, dass viele in dieses seltsame Zion geflüchtet sind.“

Der Imperator stützte sich schwer auf den Tisch und schloss die Augen. Dabei senkte er den Kopf, als ob er jeden Moment zusammen brechen würde. Dann ließ er sich müde in seinen Sitz zurückfallen. Er vergrub sein Gesicht in den Händen und sagte eine Weile gar nichts.

„Ich habe es gewusst“, hörte man ihn, Minuten später, flüstern. Er stand wieder auf, steckte seine Hände in die Hosentaschen und ging ein paar Schritte auf das Fenster zu, wo er immer stand. Er drehte sich um und schaute zur hohen Decke hinauf, wo der Computer immer das aktuelle Sternbild darstellte.

„Ihr seid Versager“, sagte er scheinbar ruhig und gefasst. Doch jeder wusste, dass er gleich explodieren wird. „Was seid ihr doch für Versager? Ihr alle. Ihr seid so überheblich, so intelligent, so hoch geschult; und doch so entsetzlich dumm.“

Er ging langsam ein paar Schritte auf den Versammlungstisch zu und fragte: „Warum habe ich wohl in letzter Zeit immer wieder Kontakt mit Handwerkern aufgenommen? Mit Bauern und Metzgern. Mit Müller und Bäcker. Warum?“

Er schaute fragend in die kleinlaut gewordene Runde, bekam aber keine Antwort. Dann kam die erwartete Explosion. Wie von sinnen schrie er plötzlich los:

„Weil ein Amratsaufsichtsoberassistent keine Brötchen backen kann. Verschwindet aus meinem Büro und fangt die verdammten Flüchtlinge ein! Bringt sie zurück!“

Seine Stimme klang wieder etwas leiser aber dafür um so bedrohlicher:

„Ihr werdet jetzt alle Ämter niederlegen und den Staat von unten her neu organisieren! Wenn ihr keine Brötchen backen könnt, dann lernt ihr es eben! Und nun raus hier!“

Die Oberschicht war nicht imstande eine neue Gesellschaft aufzubauen. Sie wollten immer wieder niedere Arbeiten auf Andere abschieben. Sie stritten unentwegt miteinander. Die ehemaligen Bewohner Zions konnten eine neue Gesellschaft aufbauen. Auch die Flüchtlinge waren dazu fähig. Doch in Eden hatte der Adel verlernt, eigenständig zu leben. Sie wurden immer bedient und umsorgt. Es war immer alles da, was sie wollten. Der Adel Edens fragte nie wo es herkam, wer es gemacht hatte oder wie es entstanden ist. Sie hatten nur gelernt, wie man die Unterschicht ausnutzt und von ihrer

Arbeitskraft lebt. Das große Ziel des Adels war, eines Tages ganz auf die Fähigkeiten der Unterschicht verzichten zu können. Sie waren längst dabei Androiden und Klondiner zu konstruieren, die ihnen dann ein Leben in höchstem Luxus ermöglichen sollten. Aber der Imperator wählte nach anderen Kriterien die Menschen aus, die in seinem zukünftigen Reich leben durften. Er war ein Geschäftsmann. Er wählte nur Menschen aus, die dem Reich von Nutzen waren. Mehr als zwei Drittel der Leute, die jetzt noch hier waren, standen nicht auf seiner Liste. Wenn sie gewusst hätten, wer alles auf der Liste stand, die nach Majdan deportiert werden sollten, hätte es schon früher einen Aufstand gegeben. Seit vielen Jahren plante der Imperator ein neues goldenes Reich. Doch dann kam ihnen der Krieg dazwischen. Nun standen sie da und hatten gar keine Diener mehr. Sie waren hilflos.

Der Imperator ließ mehrere hohe Beamte, von seinen persönlichen Androiden, erschießen. Plötzlich hörten sie auf zu streiten. Sie liefen durcheinander und jeder wollte etwas tun.

Dann kamen die Zetas. Sie kamen und sammelten Menschen ein, wie es ihnen gefiel. Die Bürger Edens hatten keine Chance den Zetas zu entkommen. Bald schon waren die Androiden,

ohne Befehl, in Eden alleine zurück geblieben. Aber damit begnügten sich die Zetas nicht. Sie suchten überall auf der Erde nach Überlebenden des letzten großen Krieges. Sie wollten die Menschen nach Zeta – oder Majdan, wie dieser Planet von den Menschen genannt wurde – bringen. Ich musste, trotz Elend und Leid, das über die Menschheit gekommen war, lachen. Das große Imperium stürzte in sich zusammen, weil es keine Bäcker mehr gab, die ihnen die Brötchen backten. Was für eine verrückte Welt.

„Es wird Zeit“, sagte Nammo. „Morgen schon, brechen wir auf und fliegen Richtung Erde.“

13. Nammo und Lark

Nun wusste ich, dass die Zetas auch meine Familie in ihre Gewalt bringen würden. Unsere Hoffnung lag jetzt einzig und allein bei den Sirianern. Nur sie konnten verhindern, dass das

üble Spiel auf dem Planet Zeta weiter ging. Wir hatten etwas Zeit gewonnen. Die Zetas benötigten viele Wochen, um die Menschen alle einzufangen. Es gab auf der ganzen Welt Überlebende und Flüchtlinge. Dann hatten sie auch noch Ärger mit den Androiden bekommen. Es musste wohl irgend jemanden gelungen sein, sie zu programmieren. Sie bekämpften nun die Zetas, wo immer sie konnten. Aber ihren größten Widersacher erwarteten die Zetas noch. Sie wussten, dass die Sirianer kommen. Die flüchtigen Wachen, die auf dem Planet Zeta zurück geblieben waren, hatten es ihren Freunden längst gemeldet.

Mit Angst und Schrecken dachte ich daran, dass sich die Kriege der Menschen, nun auf unser Sonnensystem ausdehnen würden. Sollten die letzten Menschen in einem galaktischen Krieg enden?

Ich weiß nicht mit wie vielen Schiffen die Sirianer zur Erde flogen. Wir sahen viele Lichter. Viele Kugelstationen lösten sich, in viele kleine Raumschiffe, auf. Eine Maschinerie wurde aktiviert, die die Vorstellungskraft von uns weit überschritt.

„Und das alles wegen uns“, sagte Nick leise zu sich selbst. Wir nickten staunend.

„Sie sind der Meinung, dass wir es wert sind“, meinte Hans lächelnd.

Eigentlich hatten wir alle genug vom Weltraumfliegen. Aber wir wurden jeden Tag aufs Neue überrascht. Es gab noch andere Völker, die sich uns anschlossen. Die Armada aus Raumschiffen wurde jeden Tag größer. Und jeden Tag wurde mir mehr bewusst, wie dumm sich die Menschen in ihrer Geschichte verhalten hatten. Und doch glaubten viele Völker, dass wir es Wert waren, dass man uns hilft. Sie kamen wegen der Kämpfer für Gerechtigkeit, Nächstenliebe, Weisheit und Würde. Sie kamen wegen all den Menschen, die versucht hatten etwas zu ändern. Sie kamen wegen den Menschen, die den Sinn des Lebens erkannten und sich dafür einsetzten. Ich dachte wieder an Worte aus der alten Schrift:

Vielleicht gibt es fünfzig Gerechte in der Stadt. Willst du auch sie wegraffen und nicht doch dem Ort vergeben wegen der fünfzig Gerechten dort? Das kannst du doch nicht tun, die Gerechten zusammen mit den Ruchlosen umbringen. Dann ginge es ja dem Gerechten genauso wie dem Ruchlosen. Das

kannst du doch nicht tun. Sollte sich der Richter über die ganze Erde nicht an das Recht halten?

Mir war klar geworden, dass sich von nun an, etwas Gewaltiges ändern würde. Die Menschheit ging einer neuen Zukunft entgegen.

Meine Freunde sahen täglich geradezu euphorisch aus den Fenstern. Sie bewunderten die neu eingetroffenen Raumschiffe. Ich ärgerte mich wieder, weil sie zwar die die Armada bewunderten, aber die Tragweite dieses Ereignisses nicht erkannten. Sie wussten offenbar noch nicht, dass sie einer völlig neuen Zukunft entgegen gingen. Der gesteuerte Traum, der mein Leben widerspiegelte, war sicher nur der Anfang. Sie glaubten, dass das nur ein einmaliges Ereignis gewesen sein sollte. Ich wusste, dass sie sich irrten. Viele meiner ehemaligen Widersacher, kamen zu mir, klopfen mir auf die Schulter und meinten, dass sie es ja nicht so gemeint hätten. Ich wurde nun nicht mehr gehasst, sondern bewundert. Ich wusste jedoch, wer meine wahren Freunde waren.

Ich versuchte etwas Ruhe zu finden. Denn der große Showdown im Sonnensystem der Erde stand uns noch bevor.

Mit großer Sehnsucht sah ich dem Tag entgegen, an dem die Menschheit eine neue Welt gründen konnte.

Die Zetas hatten auf der Erde wirklich große Schwierigkeiten mit den Androiden. Sie besaßen Waffen und Fluggleiter genug, um auf der ganzen Erde agieren zu können. Sie hatten sogar einen Anführer: Es war mein Bruder Adam. Ihm und meinen Brüdern Hans, Joe und einem befreundeten Wissenschaftler, war es gelungen, die Androiden neu zu programmieren. Die letzte Bastion der Menschheit war auf unserem Bauernhof. Dort verschanzten sich die Androiden und tausende Flüchtlinge. Unser Bauernhof war übersät mit Lichtkanonen, Ortungsgeräten, Panzerfahrzeugen, Fluggleiter und bewaffnete Klonsoldaten. Adam war es gelungen, mehr als ein Drittel der Klonkrieger vor der ewig eisigen Konservierung zu retten. Mit Hilfe der Androiden konnte er die Krieger überzeugen, gemeinsam, mit der Androidenarmee, gegen den intergalaktischen Feind zu kämpfen.

Es waren Menschen wie mein Bruder Adam, die immer wieder aufstanden, um aufopfernd für eine Zukunft der Menschen zu kämpfen. Darum wollten die Sirianer und die

immer zahlreicher werdenden anderen Wesen aus dem All, uns Menschen helfen.

Die Zetas waren nicht bereit, in einem Kampf zu sterben. Ihre Lebenserwartung lag bei 800 Erdenjahren. Wir Menschen sahen dem Tod, wegen unserer wesentlich geringeren Lebenserwartung, gelassener ins Auge.

Mein Bruder stand abends auf dem Dach unseres Haupthauses, von dem wir schon so manchen Kampf geführt hatten. Doch diesmal waren die Feinde übermenschlich. Meine Familie hatte aber auch übermenschliche Verbündete. Ständig kamen Patrouillen zurück, die in der ganzen Welt nach Flüchtlingen suchten. Die Mannschaften der Fluggleiter bestanden nun aus Androiden und Klonkriegern. Mit dieser Gemeinschaft wurden die Zetas nicht fertig. Inzwischen war es den Patrouillen gelungen, achtzehn Zetas zu fangen. Die fremden Wesen zitterten vor Angst. Dabei war es ihnen auch gelungen, ein kleines Zubringerraumschiff der Zetas zu erobern. Doch sie waren nicht imstande damit umzugehen.

Mein Bruder wartete auf ein Angebot der Invasoren. Er schaute in den Nachthimmel hinauf und wusste, dass die Zetas ihre Freunde nicht hier zurücklassen würden. Er wusste nicht, dass wir bereits befreit waren. Meine Familie wollte alle

Menschen frei bekommen. Sie wollten nur einen Teil ihrer Gefangenen austauschen. Den anderen Teil wollten sie gegen uns eintauschen. Obwohl sie nicht wussten, ob wir überhaupt noch am Leben waren.

Lark stand nachdenklich am Fenster seines Raumschiffes. Mit solch einem Widerstand hatte er nicht gerechnet. Und nun hatte er auch noch die Sirianer im Rücken. Er mochte seine entfernten Verwandten aus dem Sirius-System nicht besonders. Lark respektierte sie jedoch sehr. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sich Nammo und Lark im All gegenüber standen.

Die Zetas sahen voller Sorge auf ihre Schiffsmonitore, in denen sie die riesige Armada von Raumschiffen sahen, die sich dem Sonnensystem der Erde näherte. Sie erkannten schnell, dass das nicht nur Sirianer waren, die zur Erde flogen. Es waren mächtige Völker dabei, von denen sie schon seit langer Zeit nichts mehr hörten. Lark schloss seine Augen und verzog das Gesicht zu einer leidenden Fratze. Jetzt mit den Gefangenen wegzufiegen, hatte keinen Sinn. Sie mussten warten, bis die mächtigen Völker aus dem All eintrafen.

Die Zetas standen schon bald einer Übermacht gegenüber, die sie selbst noch nie zuvor gesehen hatten. Zum ersten Mal in der Geschichte ihrer Raumfahrt, waren so viele Raumschiffe in einem Sonnensystem versammelt. Lark stand am Monitor auf der Brücke seines Raumschiffes und sprach mit Nammo:

„Ihr alle glaubt, dass sie es wert sind, Nammo? Wir glauben, dass ihr euch irrt. Die Menschen haben sich selbst vernichtet. Sie stehen vor ihrem Ende. Sie haben es nicht anders verdient.“

„Habt ihr nicht seit Jahrzehnten ihre Geschichte gesteuert und gelenkt, Lark? Habt ihr dieses Ende nicht herbei geseht? Aber es gibt andere Völker, die ebenfalls in das Schicksal der Menschen eingegriffen haben. Die Menschen bekommen noch einmal eine Chance. Die intergalaktische Gemeinschaft hat so entschieden. Die Oberschicht Edens könnt ihr für eine Weile mitnehmen. Vielleicht können wir sie noch anpassen. Die Anderen lasst ihr sofort frei!“

Nammo lächelte listig. Dann sagte er weiter: „Schau nur Lark, wer alles hier ist! Es sind Völker hier, die ihr noch gar nicht kennt. Es sind mächtige Völker. Wehrt euch nicht!“

Lark war wirklich beeindruckt von der Vielzahl der Raumschiffe, die im Sonnensystem der Erde versammelt waren. Es waren Völker dabei, die er nur aus alten Berichten

her kannte. Der Schiffcomputer erkannte Arkturianer, Bellatrixaner, Centaurier, Formalhautier, Mintakaner, Pegasianer, Procyoner, Plejadier, Lyraner, Sie waren aus weit entfernten Systemen hier her gekommen, um der Menschheit einen Dienst zu erweisen.

Tief beeindruckt, ließ sich Lark in seinen Sessel fallen.

„Lasst sie frei“, sagte er nach einer Weile, mit leiser Stimme. Sie nahmen nur die Oberschicht Edens mit nach Zeta. Der große Imperator war nun selbst Gefangener auf seinem eigenen Planeten. Für uns begann eine neue Zeit.

14. Das Tausendjährige Reich

Es begann eine Zeit der Harmonie, des Friedens und der Brüderlichkeit. Die Menschen, die auf dem Planet der Sirianer lebten, waren von nun an unsere Lehrer. Niemand mehr, wollte seinen Glauben mit Feuer und Schwert verbreiten. Es gab keine gewinnsüchtige Unternehmer mehr. Das Zusammenleben war

so einfach; und doch konnten die Menschen der Vergangenheit, dieses einfache Zusammenleben nicht realisieren. Jeder von uns war zu einer sinnvollen Tätigkeit fähig. In der Vergangenheit waren diese Tätigkeiten von einer Rentabilität abhängig. Nun berechneten wir die Tätigkeiten nach ihrem Zweck. Unsere Welt war nicht auf Lüge aufgebaut. Wir lebten ohne Geld und ohne irgendwelche Währungsmittel. Das einzige Opfer das wir bringen mussten war: Ehrlichkeit untereinander und der Wille der Gemeinschaft zu dienen. Das war sehr schwer. Es gab zu Beginn unserer neuen Gesellschaft große Probleme. Meine Geschichte war der erste Traumtest, dem sich jeder Mensch unterziehen musste. Dann mussten wir öffentlich, in einer kleinen Gruppe, beichten. Alle drei Monate, war das Pflicht.

Vielleicht wäre alles gar nicht möglich gewesen, wenn uns eines dieser mächtigen Völker, nicht ein besonderes Geschenk gemacht hätte.

Es war: Der Tag der Erleuchtung.

Wie schlimm das für uns war, vermag ich heute, kaum noch zu beschreiben.

Wir waren wieder alle auf der Erde. Meine Freunde waren wieder in ihren Provinzen und gründeten Zion. Die flüchtigen

Bürger Edens bauten ebenfalls ihre Heimat wieder auf. All das geschah, mit Hilfe der Weißen von Sirius. An die neuen Regeln des miteinander Lebens, konnten wir uns noch nicht so recht gewöhnen. Dann kam der Tag, an dem wir alle die Welt mit solch klaren Augen sahen, dass uns Angst und bange wurde. Es war uns so, als ob wir in den Spiegel der Erkenntnis sahen. Wir erkannten uns so, wie wir wirklich waren. Wir sahen unsere Fehler und unsere Eigenarten, als ob man sie uns in einem Spielfilm vorspielte, der aus der Sicht anderer Menschen gedreht wurde.

Das schlimmst allerdings war, dass wir erkannten, was unsere Mitmenschen dachten und fühlten. Ein Tag lang, gab es kein Geheimnis und keine Lüge mehr. Ein Tag lang, konnten wir nicht belogen werden und nicht lügen. Ein Tag lang, sahen wir uns so, wie wir wirklich waren. Diesen Tag, konnten wir nie vergessen. Er veränderte unser ganzes Leben. Von da an, waren wir mit den Regeln der Vernunft einverstanden.

Wir beichteten und konnten nicht lügen. Und jeder musste sagen, was er für Verbrechen begangen hatte. Wir testeten mit gesteuerten Träumen unsere Charaktereigenschaften. Wir wollten feststellen, wie wir in einem anderen Leben und in einem anderen Körper gelebt hätten. Das alles sollte uns vor

Verbrechen, Krieg und Wahnsinn schützen. Gewaltgeschichten, Gewaltverherrlichung, harte Musik, alles, was den Geist zum Schlechten beeinflussen konnte, war nicht mehr erwünscht. Wir wollten nicht in Versuchung geführt werden. Es waren harte Regeln, aber ohne diese Opfer, war ein Leben in einem friedlichen Paradies nicht möglich.

Es gelang uns wieder, eine hochtechnisierte Welt aufzubauen. Es dauerte jedoch viele Jahre, bis wir uns von unserer Vergangenheit erholt hatten. Ich war mir nicht sicher, ob die Menschen diese neuen Regeln immer akzeptieren würden. Ich zog mich wieder auf unseren Bauernhof zurück. Nina blieb bei mir. Sie kämpfte lange mit ihrer Vergangenheit. Sie versuchte immer, zu vergessen. Es ist ihr nie so richtig gelungen.

Heute fliegen wieder Fluggleiter durch die Luft und die Lichter Edens leuchten, so als ob nie etwas geschehen wäre. Die Welt ist schön und friedlich, und ich bin alt und grau geworden. Ich stehe auf dem Dach unseres alten Bauerhofes und schaue zu den Sternen empor. Unsere Enkelkinder hören immer wieder gespannt zu, wenn Nina und ich unsere Geschichte erzählen. Unsere einzigen Zeugen sind die alten überwucherten Ruinen der einstigen Großstädte der Menschen.

Irgendwann, werden auch diese letzten Zeugen verschwunden sein. Dann bleibt nur noch diese Geschichte. Hoffentlich wird sie nie in Vergessenheit geraten.

EDNE